

Der Wecker.

Sascha Erni

Weinfelderstrasse 23

8552 Felben-Wellhausen

Schweiz

+41 76 540 10 89

rb@nggalai.com

Vor 30 Monaten

1

Stephan wartete vor dem Nürnberger Bahnhof auf mich. Es war ein regnerischer, erstaunlich kalter Tag im August 2004, so dass ich froh darüber war, den Trenchcoat angezogen zu haben. Stephan winkte mich zu sich, und ich rauchte hastig meine erste Zigarette seit sechs Stunden.

„Alfred! Wie war deine Reise?“

„Ereignislos. Okay, in Stuttgart wurde es knapp. Mein ICE aus Zürich hatte Verspätung, und die Durchsage hat sich beim Gleis für den Anschlusszug geirrt. Ich musste rennen. Und das auf nüchternen Magen.“ Ich drückte die Zigarette aus.

Stephan lachte und führte mich zu einem Taxi. Der Fahrer wuchtete meine Reisetasche in den Kofferraum und bleckte seine schlechten Zähne. Er war sichtlich glücklich über die anstehende Fahrt: Es waren doch etliche Kilometer. Stephan setzte sich neben den Fahrer, ich zog den Mantel aus und machte es mir auf dem Rücksitz bequem. Im Auto roch es nach Öl und Hustenpastillen.

„Was steht auf dem Programm?“ fragte ich Stephan. Ein roter BMW wetzte auf der Autobahn an uns vorbei und verschwand plötzlich mit einem lauten Plopp.

Egal.

„Nichts Bestimmtes“, antwortete Stephan. „Mal schauen. Ich würde gerne am Samstag ins Kino gehen, ansonsten – ich habe genug Bier und Wein daheim.“

Ich war zufrieden. „Sehr gut. Endlich mal ausspannen. Ich hätte dich echt früher besuchen sollen. Wie lange ist es jetzt her? Ein Jahr?“

„Fast anderthalb Jahre“, erwiderte Stephan. „Du wirst das Haus nicht wieder erkennen. Meine Mutter ... na ja, du wirst schon sehen.“ Er zuckte verlegen mit den Schultern. „Es ist noch immer nur ein kleiner Teil meiner Bücher da, aber du wirst sicher was Interessantes finden. Und wenn uns langweilig wird, können wir uns noch immer am Nintendo die Köpfe einschlagen.“

„Ja, genau, wie letztes Mal. Ich konnte allerdings nicht üben; ich habe keine Spielkonsole daheim. Also sei bitte lieb zu mir.“

„Och, keine Bange. Ich kann ja während des Spiels einen Joint drehen, das sollte es etwas ausgleichen.“

Eine halbe Stunde später fragte uns der Taximensch, wann er von der Autobahn abfahren sollte. Er kenne sich hier in der Gegend nicht aus, das sei zu weit von der Stadt entfernt. Stephan dirigierte ihn durch die Nebenstraßen zu seinem Haus.

Stephans Heimstatt stand zwischen Bäumen, hoch oben auf einem Hügel im Dorf, fünfzig Minuten außerhalb von Nürnberg. Zu Fuß dauerte der Aufstieg eine Viertelstunde, in der man Villen und gewöhnliche Einfamilienhäuser hätte betrachten können. An diesem Donnerstag jedoch durfte sich der Taxifahrer wegen des Regens noch ein paar Euro dazuverdienen.

Nachdem sich der Fahrer wieder auf den Rückweg in die Stadt gemacht hatte, retteten wir uns ins Trockene. Ich staunte. Überall im Eingangsbereich standen Skulpturen herum, auf den Regalen tummelten sich Porzellan-Figuren.

„Hier hat sich wirklich viel getan, Stephan. Es wirkt schon fast etwas ... überladen, wenn du mich fragst.“ Ich fasste ein kompliziertes aber billiges Mobile ins Auge, das strategisch ungeschickt über der Treppe zum ersten Obergeschoß hing.

Stephan stöhnte. „Ja, ich weiß. Aber meine Mutter kann sich manchmal nur schwer zurückhalten. Glücklicherweise ließ sie die Finger von der Alchemistenküche.“ Er zwinkerte mir verschwörerisch zu. „Das ist und bleibt mein Reich.“

„Na, dann wollen wir mal! Ich bringe kurz meine Tasche hoch, und dann: noch eine Zigarette. Ich hasse diese rauchfreien Züge der Deutschen Bahn. ‚Erste Klasse ist die Komfort-Klasse‘, und man kann nicht einmal rauchen ...“

Auch im Gästezimmer erkannte ich die eingreifende Hand von Stephans Mutter. Ein äußerst farbenfroher Sombrero, der wohl bei LSD-Benutzern einen Flashback auslösen würde, hing an der weißen Wand. Verschiedene Stofftiere saßen drohend auf den Schränken, als würden sie bei der kleinsten Unordnung den Verursacher in Stücke reißen wollen. Ich hängte den Sommeranzug auf, packte die Unterwäsche aus, griff nach meinen Zigaretten und stieg die Treppen in den Keller hinunter. In diesem Zimmer beschränkte sich die Mutter nur auf Müllentsorgung und verzichtete glücklicherweise auf Dekoration.

Der niedrige Kellerraum war mit einem gemusterten Teppich versehen, auf dem ein Kaffeetisch und drei blau gepolsterte Sessel von IKEA standen. Zwei Schreibtische mit je einem Computer. Büchergestelle, auf denen Computerspiele und DVDs unordentlich herumlagen. Viele Gitarren und ein Verstärker, der Fernseher neben den Spielkonsolen. Nichts hatte sich verändert. Stephan saß in seinem Lieblingssessel, Zigarette lässig aus dem Mundwinkel hängend, und goss zwei Gläser Bier ein. Er trug Jeans und einen

grünen Pullover, heute mit aufgedrucktem Universitäts-Siegel. Ich hatte Stephan noch nie in einem T-Shirt gesehen. Sogar im Hochsommer kleidete er sich meist in Baumwollhosen und Hemden. Nun ja, vielleicht hatte er mit seinen zweiunddreißig Jahren die Jugendzeit schon hinter sich gelassen. Aus den Lautsprechern spielte Led Zeppelin. Es war halb vier Uhr nachmittags, und durch die Kellerfenster fiel graues Licht. Stephan hatte die Spots an der Decke angeschaltet, die den Raum warm beleuchteten.

„Willkommen in der Alchemistenküche, mein Freund!“

„Danke. Gott, wie habe ich das vermisst!“ Ich ließ meinen Blick über die Sessel und das Tischchen gleiten. „Ich müsste echt einmal mein Wohnzimmer umstellen ... Wenn ich mehr als einen Gast habe, wird es eng.“ Stephan nickte. „Vom Rauch will ich gar nicht anfangen. Wenigstens mein Bett sollte in einem anderen Zimmer stehen. Ich hause noch immer wie ein Student.“ Ich steckte mir eine Zigarette an und inhalierte tief. Endlich konnte ich es genießen; die Zigarette am Bahnhof qualmte ich aus reiner Sucht. Ich stieß ein wenig Rauch durch die Nase aus, um dann den Rest in einer großen Wolke aus meinem Mund quellen zu lassen. Ich war zufrieden.

„Bier? Um halb vier?“ fragte ich Stephan mit hochgezogener Augenbraue.

„Hefeweizen, Alfred. Du bist hier in Franken. Wir wissen, wie Bier zu schmecken hat. Vergiss deine leidige Schweizer Brühe.“

Wir stießen an und tranken. Ich schmatzte anerkennend und lehnte mich zurück. Dann erinnerte ich mich an die Schweiz. „Ich sag dir, bei mir ist momentan die Hölle los. Ich hasse meinen Job. Jeden Tag dieselbe Leier ...“ Ich machte Gänsefüßchen-Gesten mit meinen Fingern. „Kannst du noch einen Flyer vorbereiten? Wir gehen ja an diese Computer-Messe und würden gerne

etwas mehr Material zu unserem Produkt Pipapo Deluxe auflegen.‘ Ich gehe da noch ein.“

„Dann schmeiß den Job!“ rief Stephan lachend. „Du bist besser als DAS. Ich habe nie verstanden, wie es dich ausgerechnet als Marketing-Fuzzi ins Software-Business verschlagen konnte.“

„Das sagst gerade du mir. Arbeitest du nicht auch in dem Bereich? Und du hast sogar Theologie studiert.“

Stephan nickte. „Korrekt. Aber vergiss nicht, dass ich im Nebenfach Informatik hatte. Ich bin deutlich technologie-zentrierter als du. Sieh dich nur um! X Computer und Konsolen! Bei mir ist alles im Lot.“ Ich musste ihm recht geben und nahm noch einen Schluck.

Er fuhr fort. „Bei dir jedoch ... Du hast ja noch nicht einmal einen Fernseher. Ich sehe einen Widerspruch zwischen dem, was du bist, und dem, was du tust. Ich wäre nicht erstaunt, wenn dieser Stress mit ein Grund für deine psychischen Probleme wäre.“

„Nicht so schnell.“ Ich richtete mich auf und klopfte etwas Asche ab. „Mir ist klar, dass der ... Stress-Level sicher einen Einfluss auf mich hat. Da sind wir uns einig. Aber weshalb sollte ich halluzinieren, nur weil ich in meinem Beruf nicht glücklich bin?“

„Das ist doch ganz einfach, Alfred. Obwohl du nicht gerne da arbeitest, musst du täglich ins Büro. Das setzt dich unter Druck, und vor dem Stress flüchtest du dich in deine Ausnahmezustände.“ Er verneigte sich zu meinem sarkastischen Applaus. „Kurz gesagt – ändere deine berufliche Situation, dann solltest du dich besser fühlen. Oder noch besser: Finde dich damit ab, dass du exzentrisch bist, und zerbrich dir nicht den Kopf darüber. Hast du nicht einmal gesagt, dass dir deine Halluzinationen sogar Spaß machen?“

„Ja, da hast du recht“, gab ich zu. „Und solange nichts Wilderes passiert, als dass sich ein BMW vor meinen Augen in Luft auflöst, sehe ich kein wirkliches Problem mit meinem Zustand.“

„BMW? Was für ein BMW?“

Ich erzählte von dem roten Wagen, der auf der Autobahn verschwunden war.

Stephan dachte nach. „Interessant. Magst du BMWs nicht?“

„Nein. Ach, lassen wir das Thema. Und gieß mir noch ein Bier ein. Das Zeug schmeckt erstaunlich gut, für deutsche Verhältnisse.“

Wir verbrachten einen angenehmen Abend mit viel Bier, mehr Tabak und interessanten Gesprächen über Yoga, Eliphas Lévi und Computerspiele. Ich ahnte nicht, was morgen mit mir geschehen würde.

2

Wo war ich?

Hmm.

Licht kam von rechts ... Doppelbett ... Schrankwand gegenüber ... ah, ich war bei Stephan. Genau. Jetzt erinnerte ich mich. Der hässliche Hut an der Wand hätte es auch verraten.

Ich streckte mich und schaute auf die Uhr. Freitag, neun Uhr. Ich setzte mich auf die Bettkante, hustete – ich hatte wieder mal zu viel geraucht – und schlurfte ins Badezimmer. Mein Kopf war frei, aber ich fühlte mich ziemlich durch den Wind. Im Spiegel starrte mir ein bleicher Mann Ende zwanzig entgegen, dem es augenscheinlich auch nicht besser ging. Unrasiert und mit dunklen Schatten unter den Augen wirkte er nicht gerade vertrauenserweckend. Ein Eindruck, der durch das zerzauste Haar noch unterstrichen wurde.

Ich stellte mich unter die Dusche und griff nach der Seife. Glücklicherweise hatte Stephan einen Rasierspiegel in der Kabine installiert, so konnte ich auch den Stoppeln entgegenwirken. Eine Viertelstunde später kleidete ich mich mit Hemd und Anzugshose an, packte meine Zigaretten und das Feuerzeug ein und machte mich auf die Suche nach Frühstück.

Zigaretten, gut. Kaffee? Wo war der Kaffee?

Stephan war auch schon auf, sah aber nicht fit aus. Er brühte einen Pott Kaffee und verzog sich auf die Veranda. Ich folgte ihm und atmete tief ein. Es

war ein kühler, aber schöner Morgen. Vögel zwitscherten in den Bäumen, und wir setzten uns an den Holztisch, um zu frühstücken. Kaffee und Zigaretten – Frühstück der Champions.

Nach einer Weile brach ich die Stille. „Danke nochmals für die Einladung. Tut gut, so ein Tapetenwechsel.“

„Ich sage doch, dass du hier immer willkommen bist, Alfred. Ich muss es nur früh genug wissen, damit ich nicht auf Geschäftsreise bin, wenn du kommen möchtest.“ Stephan rieb sich die Augen.

„Das lässt sich einrichten. So ein paar Tage zwischendurch täten mir gut.“ Ich gähnte und zündete eine zweite Zigarette an. Stephan goss Kaffee in die schweren Tassen und lehnte sich zurück. Irgendwo in der Nachbarschaft bellte ein Hund. Ich schüttelte mit einem Lächeln den Kopf.

„Ich kann es gar nicht oft genug sagen, wie sehr ich die Ruhe hier schätze. So friedlich ist es bei mir nur selten.“ Stephan lächelte auch. „Ich fühle mich hier richtig wohl. Und bin entspannter, als ich es die letzten Monate war.“ Ich seufzte. „Du weißt schon, das, worüber wir gestern beim Bier sprachen.“

Stephan zog einen Glimmstengel aus dem Päckchen. Er hielt inne und fuchtelte mit der Zigarette herum. Er sah aus wie der Dirigent einer bayerischen Blaskapelle.

„Ja, und wie ich schon gestern sagte – mach dir keinen Kopf darüber. Dein Psychiater hat ganz recht: Solange du mit deinen Halluzinationen kein ernsthaftes Problem hast, solltest du dich nicht weiter darum kümmern. Stattdessen solltest du Gott dafür danken, dass du ohne Drogen solche Erlebnisse haben darfst.“ Er hustete. „Ich denke allerdings noch immer, dass du dich von meinem Arzt untersuchen lassen solltest.“

Ich blickte mürrisch drein. „Das meinst du ernst?“

Stephan grinste. „Natürlich. Ich kann es kaum glauben, dass alle neurologischen Tests bei dir negativ ausgefallen sein sollen. Da wurde geschlampt. Etwas haben die Leute übersehen, eine Besonderheit im MRI-Bild, Blutspiegel, irgend was.“

„Stephan, lass es gut sein. Ich bin nicht wild auf weitere Untersuchungen. Solange es bei ein paar farbigen Flecken an der Wand und Stimmen in der Nacht bleibt, ist alles in Ordnung.“ Er wollte mich unterbrechen, aber ich fiel ihm ins Wort. „Ich habe mich über die Jahre so daran gewöhnt, dass ich die Hallus vermissen würde. Und ich bin kein Fan von Drogen, ergo benötige ich diese kleinen Momente der Surrealität, damit ich nicht komplett durchdrehe. Auch wenn das ironisch klingen mag.“

„Okay, Okay, hast ja recht“, gestand Stephan ein. „Aber dann verstehe ich nicht, weshalb du dich an einen Psychiater gewandt hast. Du hast ja keinen echten Leidensdruck, oder?“

„Na ja, wenn es bei den Halluzinationen geblieben wäre. Aber die Blackouts, die ich zwischendurch habe, sind doch eher unangenehm. Manchmal habe ich einen Filmriss und kann mich nicht mehr daran erinnern, was noch vor zehn Minuten passiert ist.“ Ich zog an meiner Zigarette. „Schlimmer noch: Plötzlich stehst du irgendwo in der Stadt und hast keine Ahnung, wie du dahin gekommen bist. Das ist gefährlich, und ich hatte gehofft, dass mir der Psychiater etwas dazu sagen könnte. Ich habe mich wohl geirrt.“ Ich drückte die Zigarette aus. Meine Hand grabschte ohne weiteres Zutun nach dem Päckchen, und schon brannte die nächste. Mäßigung, ja, das wäre doch etwas. Egal.

„Ich habe heute Lust, einen ruhigen Tag zu verbringen“, sagte ich nach einer Weile und einer neuen Tasse Kaffee. „Einfach nur rumhängen, etwas fernsehen, lesen ... was meinst du?“

„Sicher. Ich habe noch ein neues Prügelspiel für die X-Box. Dann können wir uns nach dem Kaffee kloppen, später Mittagessen ... Okay?“

„Na sicher doch!“

Stephan schien plötzlich zu verschwimmen. Nein, nicht zu verschwimmen. Eher ... zu zittern, als würde er mit sechzig Hertz vibrieren. Die Farben am Rand verschoben sich und formten Doppelbilder. Lustig. Nur Stephan vibrierte, Tisch und Haus standen noch immer still. Ich schüttelte meinen Kopf, und alles war wieder so, wie es sein sollte.

„Okay, keinen Kaffee mehr für mich. Gehen wir spielen? Ich will dich verdreschen.“

Ich wandte mich dem Fenster zu. War da nicht etwas? Eine Stimme? Nein, das kam aus der Ecke. Nein, von hinten. Nein, aus dem Badezimmer. Die Stimmen waren überall! Schweißperlen sammelten sich auf meiner Stirn, obwohl mir eiskalt war. Ich schluckte. Die Stimmen wurden lauter, ich hörte einzelne Wortfetzen heraus. Nein, keine Wörter – es waren Schreie, die ich hörte. Und ich kannte die Stimmen. Oh mein Gott, ich kannte diese Stimmen! Was geschah hier? Ohne es wirklich zu merken, ließ ich das Comicbuch fallen.

Die Schreie wurden penetranter. Ich presste meine Hände auf die Ohren. Ein Seufzer wenige Zentimeter neben mir ließ mich den Kopf nach rechts werfen. Das war Eva! Aber das konnte nicht sein, Eva war in London. Der Lärm wurde ohrenbetäubend. Immer wieder schien ich Stimmen heraushören zu

können; Stimmen, die um Gnade flehten, winselten oder fluchten. Die Stimmen meiner Freunde. Matt, Stephan, meine Schwester Alexandra, Konstantin, selbst Gabriel, und immer wieder Eva, Eva! Unerträglich! Ich fing selbst an zu schreien und drückte das Kissen über meinen Kopf. Dann war es plötzlich still. Ich atmete schwer, setzte mich auf und blinzelte den Schweiß aus meinen Augen.

Matts Anblick traf mich wie ein Faustschlag. Ich wurde auf den Rücken geworfen und presste die Augen zusammen. Es fühlte sich an, als wäre ich auf dem Bett gelandet, aber HIER konnte es keine Betten geben ... Ich lag in absoluter Finsternis, so dicht, dass ich sie schmecken konnte; sie schmeckte nach Tränen, Blut und Fäkalien. Ich konnte das vorhin nicht gesehen haben, der menschliche Körper ist nicht für solche Haltungen gebaut. Die Arme hinter dem Rücken verknotet, die Beine neben dem Kopf, der um hundertachtzig Grad nach hinten gedreht war ...

Ich schüttelte die Finsternis ab. Dann schrie ich und wünschte mir, wieder in die Dunkelheit fallen zu dürfen. Etwas im Augenwinkel zog meine Aufmerksamkeit auf sich.

Mühsam richtete ich mich von meinem Lager auf. Meine Hand griff in etwas Warmes, Weiches, aber ich konnte meinen Blick nicht von Eva abwenden. In Schockzuständen konzentriert man sich häufig auf Nebensächliches, weil man das Gesamtbild nicht verarbeiten kann. So reagierte ich auch in diesem Moment: Ich fragte mich, wie sie gekreuzigt vor mir schweben konnte. Wie war der halbverrottete Holzbalken, an dem sie hing, in der Luft befestigt? Ich konnte es nicht erkennen, sah aber, dass Evas Oberarme mit ihren eigenen Gedärmen gefesselt waren. Und dann traf mich die volle Pracht ihres Zustandes.

Evas Torso war von Hals bis Schambein aufgeschnitten; sie fasste die Haut ihrer Brust zwischen den Fingern, als würde sie sich ein Hemd wollüstig vom Körper reißen. Das Brustbein war durchtrennt, die Rippen gespreizt, der Oberkörper fast vollständig ausgeweidet. Nur das Herz hing noch in der Höhle und schlug einen langsamen Rhythmus. Ihr schwarzes Haar hing wie ein Vorhang vor dem Gesicht, und wieder war ein Seufzer zu vernehmen. Wie konnte sie ohne Lungen Laute von sich geben? Die Beine baumelten, in Jeans gekleidet. Da flog ein Pelikan, nicht größer als eine Handspanne, in die Höhle ihres Körpers und nahm kleine Bissen von ihrem Herzen. Das Seufzen wurde zum Stöhnen, und sie hob ihren Kopf. Bevor ich die Verstümmelungen des Gesichts vollständig erkennen konnte, klopfte mir jemand auf die Schulter, und ich sprang mit einem Schrei auf.

Ich stand auf einem Hügel von verwesendem Fleisch und stellte fest, dass ich Evas herausgerissenen Uterus in der Hand hielt. Aber das war nebensächlich, denn vor mir tat sich die Hölle auf. Ich fiel auf die Knie, Tränen verwischten meine Sicht. Aber wo auch immer ich hinsah: Tod und Folter jenseits von allem, was ich mir hätte vorstellen können. Meine Freunde wurden von unsichtbarer Hand, manchmal auch von sich selbst, kastriert, ertränkt, wie Papier zusammengefaltet oder wie Brot gebrochen. Mit ihren Haaren erwürgt, langsam verbrannt, mit Säure malträtiiert, zerstückelt, wieder zusammengesetzt ... immer und immer wieder, in einem nicht endenwollenden Kreislauf aus Tod und Wiedergeburt. Immer schneller schossen diese Bilder auf mich ein, wie Hagel trafen mich Ausschnitte ihrer Qualen, immer näher und enger kamen die Gefolterten. Ich konnte nicht mehr schreien, mein Hals war zu trocken. Ich vergrub mein Gesicht im Kissen und schluchzte.

Kissen? Bett. Kissen. Bett. Zimmer? Kissen. Bett. Zimmer.

Ich lag mit meinem Kopf unter dem Kissen auf dem Gästebett. Die Sonne schien durch das Fenster, in der Distanz konnte ich spielende Kinder hören. Meine Beine waren zur Brust hochgezogen und verkrampft. Ein Fingernagel war eingerissen, so stark hatte ich mich in das Kissen gekrallt. Ich setzte mich vorsichtig auf, noch immer etwas zittrig. Mein T-Shirt war naß, wie auch meine Socken. Ich wechselte beides, versorgte meinen Finger und setzte mich auf die Bettkante.

Ich konnte mich nicht richtig an die Halluzination, oder an diesen Tagtraum, erinnern, nur Bruchstücke blieben erhalten – hatte ich geschrien? Ich schaute auf die Uhr, es waren dreißig Minuten vergangen, seit ich mich bei Stephan entschuldigt hatte und einige Zeit mit Lesen verbringen wollte. Diese Stimmen ... oder war da noch mehr? Ich war mir nicht sicher. War da ein Flackern vor meinen Augen?

Egal.

Ich machte es mir auf dem Bett bequem und begann, den Comic zu lesen. Bald wäre es Zeit für den Nachmittags-Kaffee und die nächste Zigarette. Gut.

Ich hatte mein Erlebnis bereits zehn Minuten später vergessen.

Ich betrat die Alchemistenküche. Stephan war nicht da, er wollte ein Mittagsschläfchen machen. Ich schaltete die Stereoanlage ein und griff nach der Bassgitarre. „Rage Against the Machine“ – sehr gut. Ich war gerade im fünften Song, als sich die Tür öffnete und Stephan hereinkam. Ich stellte die Gitarre zurück in die Ecke und wechselte die Musik. Stephan nusichelte etwas von einem Besuch am Abend und dass er noch eine Flasche Rotwein

aussuchen müsse. Ich schloss die Schublade des CD-Spielers und drehte mich um.

Stephan schwebte vor mir, als wäre er in einem Glasbehälter voll schmutziger Flüssigkeit gefangen. Seine nackten Beine und Arme zuckten, während kleine Krebse und Fische Happen aus seinem Fleisch rissen. Der Oberkörper war mit einem Netzwerk tiefer Schnitte bedeckt, aus welchen Blut aufstieg. Und das Gesicht! Die Augen quollen aus ihren Höhlen und starrten mich an; die graue Zunge schob sich aus dem halboffenen Mund. Plötzlich ging ein Schaudern durch seinen Körper, der Hals schwoll an, und der Mund öffnete sich weiter. Ein Aal drückte aus Stephans Schlund. Ich hörte ein Knacken und wusste, dass der Aal Stephans Kiefer gebrochen hatte. Stephan schüttelte sich, aber er hielt seine Augen auf mich gerichtet. Der Aal, erst zur Hälfte aus dem Körper gezwängt, wickelte sich um Stephans Hals und zog die Schlinge zu. Ich trat bebend einen Schritt zurück und hob die Hände vor meine Augen, als wollte ich sie vor zu grellem Sonnenlicht schützen.

„Hey Alfred, alles in Ordnung?“

Ich wimmerte und fiel in den Sessel. Meine Hände griffen nach den Zigaretten, und beim dritten Versuch gelang es mir, eine Kippe anzuzünden. Ich rauchte ohne Genuss, wie eine Maschine. Stephan setzte sich neben mich.

„Alfred, ist alles in Ordnung mit dir? Du bist so bleich. Hast du dich erkältet?“

„Du bist tot“, sagte ich. „Ihr seid alle tot.“

„Sonja, das ist Alfred. Alfred, sag hallo zu meiner Dealerin Sonja.“

Sonja war eine schräge Person. Obwohl übergewichtig, strahlte sie einen selbstsicheren Charme aus. Die Kleidung war abgetragen, und zwei Silberringe zierten ihre Finger. Das Alter ließ sich unmöglich schätzen – Zwanzig? Fünfundzwanzig? Vierzig? Ich entschied mich, die Frage ruhen zu lassen, und schüttelte ihre Hand.

„Alfred kommt aus der Schweiz und hat Visionen“, sagte Stephan mit ernster Mine.

Sonjas Augen weiteten sich, und ihr Mund nahm einen Ausdruck zwischen Skepsis und Amusement an. „Wirklich?“

„Stephan. Bitte! Wir kennen uns noch kaum, da musst du die arme Sonja nicht so verschrecken!“

„Ich mache ja nur Spaß“, lachte er. „Wollen wir hochgehen? Ich habe eine Flasche Montepulciano bereitgestellt. Oh, entschuldige, hätte ich fast vergessen.“ Stephan griff in seine Hosentasche und zog ein Bündel Geldscheine heraus. „Achtzig Euro sind okay?“

„Ja, das passt.“ Sonja öffnete ihre Umhängetasche und kramte nach einem Klarsichtbeutel mit pflanzlich aussehendem Inhalt. Ich ahnte, worum es sich dabei handelte, und konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen.

„Wie war das? Bier und Wein?“

„Ich sagte doch, dass ich mir einen Joint drehen kann, falls du beim Spielen zu oft verlierst.“ Er bezahlte Sonja und öffnete die Tüte. Ein reicher Geruch füllte den Raum. Stephan war sichtlich zufrieden. „Lasst uns hochgehen. Ich habe Durst.“

Das Wohnzimmer im zweiten Obergeschoß war geschmackvoll eingerichtet. Bis auf eine Tiger-Keramik hatte sich Stephans Mutter zurückhalten können. Wir saßen um einen Couchtisch: Stephan ausgestreckt

auf dem Sofa, Sonja mit einigen Kissen auf dem Teppich, ich im Schneidersitz in einem der grünen Sessel. Der Rotwein war sehr gut, vielleicht etwas schwer für fünf Uhr nachmittags. Der Tiger knurrte in seiner Ecke und blinzelte mir zu. Ich ignorierte ihn und konzentrierte mich wieder auf meine Kameraden. Irgendwann landeten wir beim Klassiker aller Weingespräche: Beziehungen.

Stephan fragte mich: „Wie geht’s eigentlich Eva?“

Blut. Fleisch. Schmerz.

Ich fasste mir an die Schläfen und setzte einen neutralen Gesichtsausdruck auf. „Ich habe Eva seit Monaten nicht mehr gesehen.“

Stephan runzelte die Stirn. „Aber ihr seid doch ein Paar?“ Auch Sonja lehnte sich interessiert vor.

„Na ja“, erwiderte ich, „irgendwie hat sich das im Sand verlaufen. Sie hat mit ihrem Umzug nach London ein neues Leben begonnen, in das ich nicht mehr reinzupassen scheine.“ Ich fischte nach meinen Zigaretten. Sonja und Stephan schauten mich skeptisch an, also fuhr ich fort. „Irgendwie hat sie dichtgemacht. Sie reagiert kaum auf meine Telefonate, und wenn ich sie mal erwische, tut sie übergücklich und verspricht, mich in den nächsten Tagen zurückzurufen. Ich habe noch nie einen Anruf erhalten.“ Ich zuckte mit den Schultern. „Que sera, sera.“

„Du nimmst das aber sehr gelassen hin, Alfred. Ich würde durchdrehen, wenn mich mein Freund so behandelte.“ Sonja nippte an ihrem Wein und verzog die Unterlippe. Stephan machte noch immer einen skeptischen Eindruck.

Ich zog den Rauch tief in meine Lungen und ließ ihn mit einem bitteren Lächeln aus dem Mundwinkel strömen. „Ach, wir kennen uns schon ewig. Aber unsere Gemeinsamkeiten sind doch eher wenige. Sie steht auf Partys und

nimmt alle möglichen Drogen. Eva ist elegant und ein sozialer Aufsteiger, kennt die richtigen Leute und fühlt sich unter Menschen wohl. Ich hingegen ...“ Ich lachte, dann zuckte ich wieder mit den Schultern. Die beiden unterbrachen meinen Monolog nicht. „Die Beziehung hat sich einfach ergeben. Gleicher Lehrgang an der Uni. In den Pausen raucht man gemeinsam vor dem Seminargebäude, man arbeitet zusammen an einem Vortrag, spricht über eine gemeinsame Zukunft in England ... Shit happens.“ Ich drückte die Zigarette aus. „Ja, ich liebe sie und würde alles für sie tun. Aber das heißt auch, dass ich es akzeptieren muss, wenn sie mir aus dem Weg geht.“

Eine unangenehme Stille machte sich um den Tisch breit. Sonja zeigte sich sehr interessiert an der Musterung des Perserteppichs, auf dem sie saß, und ich starrte mein Weinglas an. Die kleinen Bläschen im Standfuß – wirklich spannend, wie sie das Licht brachen ...

Stephan schüttelte sich sein Haar aus dem Gesicht und griff nach der Gitarre. Es kam mir so vor, als ob in jedem Zimmer des Hauses mindestens eine Gitarre herumstand. „Ich habe einen neuen Song geschrieben. Wollt ihr mal hören?“ Ich dankte Stephan still für den Themenwechsel und prostete ihm zu.

Es wurde ein schöner Abend, und nachdem wir die zweite Flasche Wein geöffnet hatten, vergaß ich die Halluzinationen, Eva, alles.

3

Samstagmorgen halb zehn in Deutschland. Wir saßen auf der Veranda beim „Frühstück“ und blinzelten in die Sonne. Stephans Augen waren noch immer gerötet. Auf dem Rasen im Garten spielte Nachbars Katze. Ansonsten schien sich nichts in der Welt zu bewegen, und auch wir saßen still auf den Gartenstühlen und schauten der Katze zu.

„Ich meine, echt mal. Du hast dich wie ein Zombie verhalten, Stephan. Das war wirklich nicht mehr lustig.“ Ich zündete mir eine Zigarette an. Ein kleiner Teil in mir wartete auf die nächste Halluzination, aber seit Sonjas Besuch war es ruhig geblieben. Der Knoten in meinem Bauch löste sich langsam.

Stephan hustete und füllte Kaffee nach. „Ja, hast ja recht. Aber wenn ich schon mal Gras daheim habe, dann kommt das auch ruck-zuck weg.“ Er blickte mich an. „Was war gestern überhaupt los mit dir? Du warst den halben Nachmittag angespannt und hast mich immer schräg angeschaut. Als würdest du darauf warten, dass mein Kopf explodiert.“

„Nein, ich wartete auf einen Aal“, murmelte ich und nahm einen Schluck aus der Tasse. Die Katze versuchte, einen Schmetterling zu fangen. Ein Bild wie aus dem Poesie-Album.

„Alfred. Was ist los? Sicher, du hattest eine Vision, aber dass dich das so mitnimmt ...“

„Ich weiß es nicht. Ich hab's dir ja schon erzählt. Ich sah, wie ihr zu Tode gefoltert wurdet. Alle meine Freunde, tot.“

„Hmm.“ Stephan zog an seiner Zigarette und schaute mich ... listig? ja, listig an. „Bist Du eingeschlafen?“

„Nein, ich war wach. Selbst jetzt noch fällt es mir schwer, zu akzeptieren, dass mir keine Leiche gegenüber sitzt. Ich habe dich ja tot gesehen.“ Nervös zündete ich mir eine weitere Zigarette an, nur um festzustellen, dass bereits eine im Aschenbecher auf mich wartete. Das war mir noch nie zuvor passiert. Ich drückte die alte Kippe aus. „Und Eva im Zentrum von allem. Kannst du dir das vorstellen?“ Ich brach ab.

Stephan seufzte. „Ja, kann ich mir vorstellen.“

Das hatte ich nicht erwartet. Ich war ganz aus dem Konzept und starrte Stephan an. „Was?“

„Alfred, es ... es gibt gewisse Dinge, die geschehen zu bestimmten Zeitpunkten ...“

„Das ist doch Bockmist! Mit Eva kriselt es schon seit Monaten. Wenn du meinst, ich würde das erst jetzt verarbeiten ...“

„Nein, nein, du verstehst mich falsch.“ Stephan schien innerlich mit sich zu ringen. „Gewisse Dinge kann man nicht erklären. Das weißt du ganz genau, auch du interessierst dich für die okkulten Künste. Über manches muss für eine Diskussion ein gemeinsamer Hintergrund vorhanden sein. Genauso hier.“ Er enttäuschte mich mit seinen nächsten Sätzen. „Ich kann dir nicht erläutern, was ich meine. Das würde dich nur auf die falsche Bahn lenken. Du wirst es selbst erfahren müssen. Ich möchte dir nur sagen, dass ... dass ... Ach, Alfred, mach dir nicht zu viele Gedanken darüber.“ Stephan räusperte sich. „Das war noch gar nichts. Das wird noch schlimmer kommen.“ Er schlürfte Kaffee. Ich hätte ihn am liebsten erwürgt.

Ich funkelte ihn an. „Dir ist also schon mal etwas Ähnliches passiert? Hast du deine Freundin auch sterben sehen? Hattest du überhaupt je eine Freundin?“

Getroffen. „Alfred, das war unnötig. Und nein, mir ist zwar etwas sehr Ähnliches passiert wie dir gestern nachmittag, aber das hier ist was anderes.“ Er machte eine Pause. „Es kommt schon gut. Belassen wir es dabei, okay?“

Ich atmete durch und entschuldigte mich bei Stephan für meinen Seitenhieb. Wir frühstückten zu Ende und ließen die Katze bei ihrem Spiel. Dann machten wir uns bereit für die Stadt.

Die Straßen von Nürnberg waren mit Menschen vollgestopft. Nein, nicht mit Menschen. Mit Wesen. Wie im Delirium torkelte ich umher. Vor mir marschierte eine Gruppe lebender Fackeln, die sich angeregt über eine Metal-Band unterhielten. Von links rempelte mich etwas an, ich drehte mich um und sprang zurück, die Hände in Abwehrhaltung erhoben. Wie ein menschenförmiges Loch in der Realität tat sich Schwärze vor mir auf und stolzierte in Turnschuhen den Gehsteig entlang. Mir wurde furchtbar kalt, nur die Hitze der gesprächigen Fackeln vor mir verhinderte, dass ich schlotternd zusammenbrach. Ich hatte Stephan schon vor einer Ewigkeit aus den Augen verloren. Ein Summen wie von einem Schwarm Heuschrecken füllte meinen Kopf. Langsam bekam ich es mit der Angst zu tun.

„Alfred. Alfred! Hey!“ Stephan stand neben mir und griff sich meinen Oberarm. „Schon wieder ein Anfall? Alles in Ordnung? Mensch, du zitterst ja!“

„Können wir bitte irgendwo einen Kaffee trinken?“

Stephan lenkte mich mit Geschichten aus seiner Zeit in Peru ab, während ich den Espresso wie Medizin zu mir nahm. Es war unerträglich hell an unserem Platz, als hätte ein besonders böartiger Teufel ein Bataillon Scheinwerfer auf uns gerichtet. Ich kniff die Augen zusammen und bestellte einen weiteren Espresso.

Der anschließende Kinobesuch war mehr Flucht als Genuss. Bis auf die Tatsache, dass man den Hintern des Hauptdarstellers häufiger zu sehen bekam als den seiner Partnerin, prallte der Streifen an mir ab. Aber wenigstens hatten sich dank des schönen Wetters nur wenige Besucher eingefunden. Stephan konnte dem Film auch nicht viel abgewinnen. Auf dem Rückweg diskutierten wir über die möglichen Gründe, die für nackte Hintern in einem Science-Fiction-Film ohne Bettszenen sprachen.

„Du solltest mit Gabriel reden, Alfred.“

Es war tief in der Nacht. Pfeifentabak, Zigarettenrauch und Marijuana ließen die Alchemistenküche im Nebel versinken. Ich füllte meinen Drink des Abends nach – Whisky-Cola – und kuschelte mich in den Sessel. Ich hatte mich im Kino endlich beruhigen können und hatte seither auch nicht halluziniert. Die Drinks taten ihr übriges, um mich in eine entspannte Stimmung zu versetzen.

„Gabriel? Mensch, mit dem habe ich kaum noch Kontakt. Studiert er noch immer in London?“

„Ja. Deshalb solltest du mit ihm reden. Er arbeitet nebenbei für einen Personalvermittler. Er meinte, das wäre ideales Anschauungsmaterial für seine Dissertation.“ Stephan kicherte und nahm einen Zug von seinem Joint,

welchen er mir anschließend anbot. Ich lehnte dankend ab und blieb bei meinem Drink. Stephans Stimme wurde heiser. „Er erwähnte letzte Woche einen Job, der dich interessieren dürfte.“ Er hustete, und seine Stimme normalisierte sich wieder. „Lektorat und Übersetzungen für einen Verlag in der Nähe von London. Sie suchen nach einem Mitarbeiter, der Deutsch als Muttersprache mitbringt, sehr gute Englischkenntnisse sind natürlich auch gewünscht. Literaturstudium ist Pflicht, Abschluss nicht unbedingt vonnöten.“

„Deutsch ist eigentlich meine erste Fremdsprache. Oder zählt Schwiizertüütsch neuerdings auch als Deutsch?“ Wir lachten. Der Rauch ließ Tränen über meine Wangen kullern, und für ein paar Minuten wippte ich mit geschlossenen Augen zu Pink Floyd. Ich fühlte mich zufrieden und ruhig. Ah. Alkohol. Meine einzige Droge. Wenn man mal von meinem exorbitanten Nikotinkonsum absah.

Egal.

„Nein, ernsthaft, Alfred“, sagte Stephan, „ruf ihn doch morgen an. Sonntags ist er eigentlich immer erreichbar. Oder flieg kurz rüber. Vielleicht kannst du dann auch gleich die Sache mit Eva klären. Würde dir auf alle Fälle gut tun.“

„Hmm. Ich habe ja noch eine Woche Urlaub, das könnte ich einrichten. Aber lass mich darüber schlafen, momentan bin ich so breit, dass ich jedem Vorschlag zustimmen würde.“

„Gut! Dann können wir jetzt ja noch eine Runde zocken ...“

4

Die verregnete fränkische Landschaft flog mit hundert Stundenkilometern an meinem Fenster vorbei. Das Abteil in der ersten Klasse war angenehm klimatisiert, und ich hatte die ganze Sechsergruppe für mich allein. Ich warf die Sonntagszeitung auf den gegenüberliegenden Sitz, legte meine Füße hoch, öffnete den Roman, den ich gerade las, und drehte die Musik etwas leiser. Es versprach, eine angenehme Rückreise zu werden. Netterweise verfügte dieser ICE noch über Raucherabteile, obwohl die Deutsche Bahn mit dem Gedanken spielte, ein Rauchverbot einzuführen. Alles in bester Ordnung also.

„Kann ich Ihnen etwas bringen, der Herr?“ Eine Zugbegleiterin in zu weit geschnittener Uniform und blondem Vollbart riss mich aus meiner Lektüre. Während ich sie anstarrte, lichtete sich ihre Gesichtsbehaarung. Angesichts des kantigen, pickeligen Kinns hätte ich mir fast den Stoppelwald zurückgewünscht. Ich bestellte eine Cola und ein Sandwich, was prompt an meinen Platz geliefert wurde, und zwischen Bissen von Geflügelsalat und Roggenbrot ließ ich die vergangenen drei Tage nochmals Revue passieren.

Ich hatte viel Spaß gehabt bei Stephan, aber auch die heftigsten Anfälle meines Lebens. Ich halluzinierte schon seit Jahren, aber noch nie war ich so „tief drin“, dass ich nicht mehr zwischen Realität und Phantasie unterscheiden konnte, noch nie hatte ich so die Kontrolle verloren. Besonders die Hallu am Freitag ... oder war es eine Vision? Stephan nannte mich einmal einen „Geisterseher“, manchmal auch einen „Hellseher“. Und was ist die Zukunft anders als die Vergangenheit, welche noch nicht geschehen ist? Wäre

es dann so abwegig, dass ich mich an diese Zukunft erinnern konnte? Ich mümmelte an meinem belegten Brot und beschloss, diese Gedanken fürs erste ruhen zu lassen, waren doch die Schlussfolgerungen zu hart, um der Verdauung gut zu tun. Eva ... immer wieder kreisten meine Gedanken um Eva und den Pelikan, der ihr Herz aß.

Ich erhöhte die Lautstärke meines CD-Spielers und wühlte in meiner Tasche nach einem weniger anspruchsvollem Buch. Ich musste mich ablenken, aber es gelang mir nicht richtig. Ich drehte die Musik wieder leise, legte den Roman zur Seite und starrte ausdruckslos aus dem Fenster.

Wenn es sich um eine gewöhnliche Halluzination oder gar einen Tagtraum handelte, wäre es wahrscheinlich, dass ich die laufende Trennung von Eva verarbeiten wollte. Aber weshalb wurden dann alle meine engen Freunde so geplagt? Nein, das konnte es nicht sein. Das war nicht mein verwirrtes Unbewusste, welches mir die Sehnsucht nach meiner Freundin und die Angst, sie nie wieder zu sehen, vor Augen führte. Dafür wurden zu viele Menschen getötet, neben meinen wirklich lieben Freunden auch Personen, an die ich seit Monaten nicht mehr gedacht hatte. Wie zum Beispiel auch Gabriel ... ja, Stephan hatte ganz recht, ich würde mit ihm nach meiner Heimkehr telefonieren ... ein Job in England, das hatte ich mir schon immer gewünscht ... Und Stephans Reaktion auf meine Halluzination ... wie konnte er mich nur so reizen! „Das wird noch schlimmer kommen.“ HA! Als wäre das nicht schlimm genug gewesen. Er wusste etwas, aber wollte es mir nicht sagen? Sein Problem. Aber auch ihn sah ich leiden, auch er wurde gefoltert ... ich war letztenendes allein, allein in der Hölle ... war es das? War die Halluzination ein Ausdruck für meine ewige, unterschwellige Furcht, allein zu sein? Oder war es eine sehr bildhafte Vision einer Zukunft, wo ich allein sein würde?

Das könnte Stephans Reaktion erklären ... er ahnte etwas. „Okkulte Künste“, ha, das war nur Ablenkung. Er kannte meine momentane Situation, wohl aus seinem eigenen Leben. Weshalb nur hatte ich nicht nachgebohrt? Ja, Stephan schätzte Verschwiegenheit über alles, er war kein Lehrer und auch kein Helfer, er hätte mir keine direkte Unterstützung bieten können. Mehr noch, Stephan erwähnte in der Vergangenheit immer wieder, dass zu viel Information hinderlich sein würde. Statt selbst nachzudenken, statt sich selbst mit einer Thematik zu beschäftigen, suchte man Verbindungen zwischen den gegebenen Informationen und den eigenen Erlebnissen. Symbolismus aufgrund des größten gemeinsamen Teilers. Missverständnisse wären so vorprogrammiert. Dieser Möglichkeit konnte Stephan nie Nahrung geben und blieb immer bis zu einer gewissen Grenze verschlossen.

Ich konnte es ihm nicht verübeln. Wenn auch nur ein Bruchteil davon stimmte, was man über Stephan erzählte, hatte er jeden Grund, sich mit Informationen zurückzuhalten. „Hexenmeister“ und „Okkultist“ waren nur zwei der Begriffe, mit denen Stephan in Verbindung gebracht wurde. Ein anderer war „Psychotiker“. War es da ein Wunder, dass er Übernatürliches andeutete? Aber dennoch ... er hätte mich nicht anstacheln sollen.

Aber was, wenn in dem Scherz ein bisschen Wahrheit steckte? Hat nicht jeder treffende Witz einen Kern aus Tatsachen, ist das nicht der Grund, dass gute Witze unterhaltend sind? Wenn das also wirklich mehr als nur eine heftige Halluzination gewesen war, was wird mir die Zukunft bringen? Werde ich meine Freunde verlieren, oder werden sie gar sterben?

Hmm. Das führte zu nichts. Besser wieder Musik hören und lesen.

Zwischen Stuttgart und Schaffhausen rannte ein Baum dem Zug nach und winkte mir zu, bevor er in einem Viehzaun hängen blieb und aus meinem Blickfeld verschwand.

Die Wohnung müffelte, also riss ich die Fenster auf. Besser. Die Reisetasche lag im Flur, mein Mantel über einen Stuhl drapiert, und ich machte es mir auf dem Sofa bequem, vor mir das Telefon und ein Glas Rotwein. Der Kontrast zu Stephans Alchemistenküche hätte größer nicht sein können. Im Wohnzimmer stand ein wackeliger Computertisch, daneben zwei vollgestopfte Bücherregale. Links neben dem abgewetzten Sofa und einem kleinen Kaffeetisch lag meine Matratze, das ungewaschene Bettzeug noch immer zusammengeknüllt am Fußende. Angefangene Bücher stapelten sich neben dem „Bett“, und gegenüber stand meine Hausbar. Kein Platz für IKEA-Sessel oder einen Fernseher. Ich blätterte durch mein Adressbuch und fand Gabriels Telefonnummer.

Anrufen? Ja? Nein? Ach, was soll's.

Der Rufton hatte diesen komischen Rhythmus, wie man ihn in England zu hören bekommt. Viermal, fünfmal ... jemand nahm ab.

„'ullo? Who's there?“

„Hi, Gabriel, hier spricht Alfred.“ Ich beschloss, ihn auf Deutsch anzusprechen. Immerhin hatte Gabriel seine Jugend in der Schweiz verbracht, etwas Auffrischung würde ihm nicht schaden.

„Alfred! Ja sicher! Schön von dir zu hören! Wie bist du?“ Gabriels Akzent war breiter, als ich ihn in Erinnerung hatte, und er machte den Fehler der meisten Fremdsprachigen: Er übersetzte Idiome eins zu eins von einer Sprache

in die andere. Ich verkniff mir ein Lachen und kam nach ein wenig Small-Talk zur Sache, wechselte dazu aber lieber ins Englische.

„Stephan meinte, du hättest eventuell einen Job für mich. Da wollte ich mich doch mal melden.“

„Genau! Es geht um eine Position als Redakteur. Wie steht es um deinen okkulten Hintergrund? Noch so gut wie früher?“

Schon wieder Okkultismus. „Err, wie relevant ist das? Um was geht es denn konkret?“

„Ein kleiner Verlag in Oxfordshire sucht einen Bilingue – Deutsch und Englisch – um Artikel für ein Anti-New-Age-Magazin und eine Buchreihe zu betreuen und ins Deutsche zu übertragen. Du wärest auch für allfälligen weiteren Papierkram zuständig. Als Stephan und ich über diesen Job redeten, ist dein Name gefallen.“

Ich war fasziniert. In England leben, redigieren und dafür auch noch Geld bekommen? „Kannst du mir mehr über diesen Verlag erzählen?“

„Sie erweitern das Programm in den nächsten Monaten und möchten in den deutschen Markt. Wenn du interessiert bist, schicke ich dir die Firmenbroschüre und ein paar Magazine.“

„Das ist nicht nötig, ich werde nächste Woche eh in London sein. Können wir uns treffen?“

„Gut! Schick mir doch bitte noch zuvor dein CV per E-Mail, natürlich auf Englisch. Ich reiche das dann an den Verlag weiter. Und Du in London? Wegen Eva?“

Ich seufzte. „Ja, das auch. Aber es geht mir vorwiegend um England selbst ... ich war schon zu lange nicht mehr unter normalen Menschen, ich habe es bitter nötig.“

Gabriel lachte, und wir verabredeten uns für kommenden Freitag zum Lunch. Ich musste also Dienstag abfliegen ... die Reisetasche war ja bereits halbwegs gepackt, nur die Unterwäsche musste ich wechseln. Ich bedankte mich nochmals bei Gabriel für das Angebot und hängte auf.

Eva. Wenn ich schon dabei war, könnte ich sie ja auch gleich anrufen. Aber Sonntag Abend? Was, wenn sie sich von einem harten Wochenende erholte? Ich trank meinen Wein aus und zündete mir eine Zigarette an. Ich musste mit ihr sprechen. Die Halluzination war noch zu klar vor meinen Augen, als dass ich ruhig schlafen könnte. Aber die Angst vor Ablehnung ... unerträglich.

Anrufen? Ja? Nein? Ach, was soll's.

Ich wurde nervös; das Telephon klingelte eine halbe Ewigkeit, bis Eva endlich abnahm. Ihre Stimme klang erstaunlich nahe, wenn auch etwas blechern.

„Yeah, who is this?“

„Hi, Eva. Lange nicht mehr von einander gehört.“ Ein leises Surren war zu vernehmen. Einen Augenblick lang dachte ich, sie hätte wieder aufgelegt. Mein Herz lag irgendwo auf dem Boden vor mir.

„Hey, Alfred!! Schön! Wie geht es dir?!“ Eva war die einzige Person die ich kannte, die mehrere Satzzeichen auch tatsächlich aussprechen konnte.

„Nicht schlecht, gar nicht schlecht.“ Jetzt oder nie. „Du, ich bin nächste Woche für ein paar Tage in London. Hättest du mal Lust auf einen Kaffee oder so?“ Meine Handflächen wurden feucht, und ich musste den Hörer mit der Schulter am Ohr festklemmen. Pause.

„Was für eine blöde Frage!! Mensch, wir haben uns jetzt schon seit Monaten nicht mehr gesehen, natürlich will ich mit dir ausgehen, wenn du schon mal in der Gegend bist!! Yay!!!“

Ich war perplex. Ich hatte gehofft, dass sie nicht einfach nur auflegen würde, aber mit einer so euphorischen Reaktion hätte ich nicht gerechnet. Ich durfte feststellen, dass auch mein Geschlechtsteil sich auf nächste Woche freute. Ich kreuzte meine Beine und machte mir eine mentale Notiz, in London keine zu weiten Boxershorts zu tragen. „Ich treffe mich Freitag mit Gabriel, aber Mittwoch oder Donnerstag ... hättest du Zeit?“

„Machen wir's so. Du rufst mich an, sobald du angekommen bist, und wir schauen dann weiter. Okay?! Wo wirst Du wohnen?“

„Keine Ahnung, ich bin gerade erst aus Deutschland zurück. Ich werde morgen den Flug und das Hotel buchen, so kurzfristig wird es wahrscheinlich eine dieser Touristen-Absteigen in Bayswater werden.“

„Passt doch! Ich wohne in Campton Town, da solltest du eine direkte U-Bahn hin haben. Oder wir treffen uns irgendwo im Zentrum und schauen weiter. Aber lass uns das doch Mitte der Woche besprechen; ich muss gleich los. Ich freu' mich so!! Ciao, und bis später!!!“

Klick.

Das Telefonat hatte mir geholfen. Ich war deutlich ruhiger als zuvor, und wer weiß ... vielleicht würde sich ja etwas ergeben ... Obwohl mir auffiel, dass mir Eva nicht ihre Wohnung angeboten hatte.

Egal.

5

Ich saß im „Admiral Duncan“ und bewunderte die feste Schaumkrone meines Stouts, während ich nebenbei im Ausstellungskatalog der Tate-Galerie blätterte. Um mich herum standen jeansbekleidete, blondierte Männer, einige mit Schnauzbart im Gesicht, die sich ein Feierabend-Bier gönnten. Ich war zu lange dieser Stadt ferngeblieben.

Ah. London. Ich hatte es vermisst und verbrachte meinen ersten Tag mit typischen Touristen-Aktivitäten: Ich besuchte mal wieder den Tower, gruselte mich im London Dungeon und bestaunte die Ausstellung der Bibliothek im British Museum. Die Docklands hatten sich in den Jahren seit meinem letzten Besuch ziemlich verändert, mit den ganzen Neubauten für reiche Banker, aber Soho war noch immer das Soho, das ich kannte: durch und durch verdorben, aber dennoch irgendwie zivilisiert, wie es eben nur Engländer hinkriegen.

Ich schritt aus Chinatown in die engen Gässchen des Viertels und genoss mein erstes richtiges Bier im ehrwürdigen Pub an der Old Compton Street, der sich nach einem Bombenanschlag radikal neu präsentierte. Glas und Neon ersetzten das alte, typisch englische Pub-Ambiente. Wenn mich Eva jetzt sehen könnte, wie ich in einer „Gay Bar“ sitze ...

Es war noch zu früh am Nachmittag, als dass ich Interessenten hätte abwimmeln müssen, und ich blätterte ungestört durch den Katalog, was mich wohl noch schwuler erscheinen ließ, als mein rotes Seidenhemd und das leichte, weiße Baumwoll-Jackett es schon taten. Typisch für die letzten Tage im August war London ein Backofen, und der Gestank der Straßen war betäubend.

Glücklicherweise hatte ich mich in der Schweiz mit genug Zigaretten zur Geruchsbekämpfung eingedeckt, waren Kippen doch exorbitant teuer in England. Ich rauchte eine Lucky Strike nach der anderen und fühlte mich angenehm rebellisch.

Meine Verabredung mit Eva stand; Donnerstag sollte es so weit sein. Nur einen Tag vor meinem Treffen mit Gabriel und meiner Abreise ... Zumindest könnte ich mich bis dann ablenken, denn die Tage, die ich allein in London verbringen sollte, waren von einer gewissen Gespanntheit bestimmt. Zweifel schossen mir durch den Kopf: Wie standen Eva und ich noch zueinander? Würden wir reden können oder uns gegenseitig anschweigen? Würden wir uns amüsieren oder streiten? Ich bestellte ein weiteres Bier, das mir unverzüglich von einem gepiercten Kellner in enganliegendem, schwarzem T-Shirt serviert wurde. In Gedanken versunken merkte ich kaum, dass mich jemand ansprach.

„Sie gehören hier nicht wirklich hin, oder?“, sprach mit einer reichen Baritonstimme an.

Ich konzentrierte mich auf den Katalog und murmelte eine knappe Abfuhr. Doch auch nach ein paar Minuten konnte ich die Präsenz des Typen noch spüren. Mit einem leisen Stöhnen schloss ich das Heft und blickte auf. Neben meinem Tisch stand ein kurios formell gekleideter Mann, dessen Alter ich auf Ende Dreißig schätzte. Die Hitze schien ihm nichts auszumachen, mehr noch, er strahlte eine kühle Ruhe aus, trotz Jackett und Krawatte. „Tunte“ schoss mir durch den Kopf.

„Nana, wir wollen doch nicht so direkt sein“, meinte der Kerl in akzentfreiem Englisch, „immerhin haben wir uns gerade erst getroffen. Was bringt Sie nach London?“ Der Mann stellte ein Glas Wasser auf den Tisch, griff

nach einem Stuhl und setzte sich zu mir. Er kreuzte seine Beine, welche in perfekt geschnittene Chinos gekleidet waren. Ja, definitiv eine Tunte.

„Dies und das“, antwortete ich.

„Ah, ein Schweizer. Der Akzent ist unverkennbar. So fern der Heimat ... sind Sie auf der Suche?“

„Ich suche nicht, ich finde“, erwiderte ich und war mir meiner Schlagfertigkeit sicher. Ich signalisierte dem Kellner, dass ich zahlen wollte. Der komische Mann neigte seinen Kopf zur Seite, und ein Lächeln umspielte seine vollen Lippen. Er strich sich durch das Haar und knöpfte seinen Navy-Blazer auf, nicht ohne den sicheren Sitz seiner Krawatte zu prüfen und seine Manschetten zu richten. Fast dreißig Grad im Schatten, und der Typ trug ein Hemd mit langen Ärmeln!

„Wir sind heute nicht sehr gesprächig, hmm? Sind Sie vielleicht noch nicht so weit?“ Ein Ausdruck zwischen Verärgerung und Amüsement huschte über seine blassen Züge, aber nur für einen Moment.

„Ich bin nicht interessiert. Bitte lassen Sie mich in Frieden mein Bier austrinken“, brach ich schroff das Gespräch ab.

Das Lächeln wankte keinen Millimeter, aber der Mann hob besänftigend seine Hände. „Unser Fehler. Wir wünschen Ihnen einen schönen Aufenthalt in London. Auf dass Sie finden mögen, wonach Sie nicht suchen.“ Er erhob sich, verneigte sich steif, und verließ den Pub. Fünf Minuten später hatte ich ihn vergessen.

Donnerstag Abend. Ich traf Eva im „Momo“ in der Nähe des Picadilly Circus. Das Dekor war marokkanisch, die Drinkauswahl irgendwo zwischen Orient

und Okzident hängengeblieben. Wir machten es uns draußen in den Korbstühlen bequem, schlürften Mojitos und redeten über dies und das. Die Stimmung war locker, aber ich war innerlich noch immer angespannt. Ich konnte mich nicht überwinden, Eva auf unseren „Beziehungsstatus“ anzusprechen.

Sie sah wie immer unwerfend aus, in einer dunkelblauen Bluse und weiten, cremefarbenen Hosen. Sie hatte sich ihr schwarzes Haar auf Schulterlänge stutzen lassen, eventuell auf Bitten ihres Arbeitgebers, einer Schweizer Investmentbank. Ich musste aufpassen, nicht in ihren grau-blauen Augen zu versinken, die mit ein wenig Kajal noch stärker zur Geltung kamen. Ansonsten trug Eva wie immer kaum Make-up.

„Du hast nicht zufälligerweise ein paar Pillen dabei?“ fragte sie mich ohne direkten Zusammenhang und riss mich so aus meiner Versunkenheit.

„Du meinst sicher nicht Kopfschmerztabletten, oder? Nein, ich habe nichts hier.“

„Schade. Aber okay, eine Pause wird mir gut tun.“ Eva lehnte sich vor, strich sich Haar aus dem Gesicht und stocherte in ihrem Mojito herum. Hinter uns, im Innern des Lokals, bewegten sich viele schöne Menschen mit leeren Köpfen. Ein treibender Fünftel-Beat wummerte zwischen den Tischen, während Rauchschwaden im Halbdunkel emporstiegen und an der Decke einen dichten Teppich formten.

Eva lachte auf. „Letzte Woche hättest du hier sein müssen! Das war vielleicht was!! Zuerst gingen wir für Drinks aus, und ein Bekannter bot mir X an, ich nahm dann eine Pille, und wir tanzten für ein paar Stunden, dann wurde es öde, und wir verlagerten uns in Johns Wohnung. Kennst du John? Wir rauchten etwas Pott und spielten Scharaden, als Mike meinte, er hätte

noch etwas MDMA und Speed dabei. Als ich um acht Uhr morgens dann heimfuhr, war mir klar, dass ich nicht für viel zu gebrauchen sein werde, und ich habe tatsächlich die nächsten dreißig Stunden durchgeschlafen!! Das war vielleicht ein Abend! Einfach nur cool!!“

Ich kannte zwar keine der genannten Personen, aber ich setzte trotzdem ein wissendes Lächeln auf. Mir stand nicht der Sinn nach Moralpredigten. Jedenfalls nicht nach eindringlichen.

„Freut mich, dass dir London gefällt, Eva. Sicher ein Fortschritt gegenüber Zürich“, sagte ich trocken. „Aber ich weiß echt nicht ... Du konsumierst mehr Drogen als mein gesamter restlicher Freundeskreis zusammengenommen. Beeinträchtigt das denn nicht deine Arbeit?“

„Neeeeeeeeeein, ganz und gar nicht!! Die Firma kümmert es auch nicht; immerhin beziehe ich Kokain von meinem Vorgesetzten.“ Sie grinste. „Guter Stoff, hatte noch keine Probleme damit!!“

Nach dem dritten Drink war ich locker genug, um endlich das Thema auf unser gespanntes Verhältnis zu bringen. „Eva ... was ist geschehen? Was ist mit unserer ‚Beziehung?‘“ Ich machte wie so häufig Gänsefüßchen-Gesten mit Zeige- und Mittelfinger meiner Hände. „Passe ich wirklich nicht mehr in dein Leben, oder hast du jemand anderen gefunden?“

Eva blickte mich einen Moment lang fragend an und trank aus. Umgehend stand der nächste Mojito auf dem Rattan-Tischchen. Schnelle Bedienung. Sie zündete sich eine Zigarette an und paffte vor sich hin. Alles Hinhaltetaktik, wie ich erkannte, aber offenbar war sie am Nachdenken. In der linken Hand hielt sie die Zigarette, die rechte spielte mit dem Rührstab ihres Drinks. Sie wirkte, als würde sie zwischen links und rechts abwägen. Ich blickte in ihre Augen,

welche grauer als sonst erschienen; dann riss sie mein Herz heraus, um darauf Polka zu tanzen.

„Alfred ... Ich gehe zwar auch auf die Dreißig zu, bin aber noch immer jung. Ich bin in einer neuen Stadt, habe ein neues Leben begonnen und möchte das auskosten. Das sind die letzten Jahre, wo ich fast täglich auf Partys gehen kann und wo mir, nun ja, die Männer noch nachlaufen.“ Ich verzog wohl mein Gesicht etwas zu schmerzvoll, fuhr sie doch in einem schon fast klagenden Ton fort. „Ich sehe es als meine Verpflichtung allen Frauen gegenüber an, mich auszuleben. Und ja, eine Beziehung passt so nicht dazu. Kannst du das nicht verstehen?!?“

Jetzt war es an mir, sie hinzuhalten. Ich bestellte einen doppelten Whiskey ohne Eis und öffnete mein zweites Päckchen Zigaretten. Ich besann mich des Gesprächs mit Stephan und Sonja. Lag das wirklich nicht einmal eine Woche zurück? Ich versuchte, mich an meine abgeklärten Worte von damals zu erinnern, an meine Gelassenheit, aber es kam mir wie eine Ewigkeit vor, und Evas empörter und zugleich seltsam trauriger Blick half mir auch nicht unbedingt auf die Sprünge. „Ist schon okay“, murmelte ich. „Ich muss damit leben. Ich ... ich liebe dich, Eva. Aber wenn das deine Entscheidung ist, muss ich es akzeptieren.“ Ich kippte den doppelten Whiskey runter, warf zwanzig Pfund auf das Tischchen und erhob mich. „Ich glaube, ich gehe besser.“

„Nein! Warte doch bitte!!“ Eva sprang aus dem Korbsessel und fasste mich hart am Arm. Ich stand mit dem Rücken zu ihr und neigte meinen Kopf etwas zur Seite.

„Was?“

„Alfred, bitte ... bitte bleib.“ Ihr Griff wurde sanfter, zutraulicher. „Die Beziehung hat vielleicht keinen Platz mehr in meinem Leben, aber auf dich

kann und will ich nicht verzichten.“ Ihre Stimme brach, und sie ließ den Kopf hängen.

Ich hob ihr Kinn. „Noch einen Drink?“

Wir stürzten angetrunken in Evas Loft. Geistesgegenwärtig – oder routiniert? – schloss sie mit der freien Hand die Tür hinter uns ab und tastete nach dem Lichtschalter, während meine Zunge noch immer mit der ihren verknotet war. Sie schmeckte nach Rum und Minze. Die Schuhe in die Ecke geschleudert, ließen wir uns auf das breite Sofa fallen, immer noch eng umschlungen wie zu besten Zeiten. Sie wälzte mich auf den Rücken und setzte sich mit gespreizten Beinen auf meine Brust. Dann streifte sie sich mit einem Lächeln, welches Engel hätte erröten lassen, die Bluse ab. Bluse vom Körper abstreifen ... da war doch etwas?

Egal.

Ich fasste Eva um die Hüften, schob sie etwas tiefer, rappelte mich auf. Ich küsste ihren Nacken und ließ meine Zunge den Hals entlang bis zu ihrem Mund gleiten. Eva verkrallte sich in meinem Haar, und wir küssten uns lange und intensiv. Zu intensiv? Ich glaubte einen Moment lang, Blut zu schmecken.

Egal.

Sie beugte sich über mich, als ich versuchte, ihren BH zu öffnen. Für einen Moment fragte ich mich, wie wir in diese Situation geraten waren ... hatte sie nicht vor nur einer Stunde mit mir Schluss gemacht?

Egal.

Ich war mir nicht bewusst, wie es dazu kam, aber plötzlich lagen unsere Kleider auf dem Fußboden.

Die Welt erschien verzerrt, ich hatte wohl zu viel getrunken. Das blutrote Sofa rieb gegen meine Kniescheiben, und die weißen Wände waren mit schwachen, dunkelgrauen Mustern bedeckt, welche sich langsam bewegten, verwirrten und wieder entwirrten, pulsierten. Hinter den Fenstern lag Schwärze, das einzige Licht kam von einer Stehlampe im Retro-Stil. Das einzige Licht? Nein, wir beide strahlten eine sanfte Luminanz aus, welches die nähere Umgebung bläulich erhellte. Eva lag auf ihrem Rücken und stöhnte, aber es war, als ob ich sie nur aus der Ferne hören konnte.

Die Haare verdeckten ihr Gesicht, so dass mein Blick auf ihren langen Oberkörper fiel. Von Kehle bis Scham aufgetrennt, die Innereien sauber entfernt und auf dem Kaffeetisch platziert, außer ihrem Herz, welches noch immer in der Höhle lag und schneller und immer schneller schlug. Die Haut lag abgeschält über die Couch ausgebreitet, wie ein blutiges Leintuch. Die unmöglich große Wunde strömte einen Duft nach frisch geschnittenen Blumen aus, und ich liebte den freigelegten Brustkasten mit meiner Zunge, verbrachte eine Ewigkeit damit, meine Schneidezähne an den sauberen Schnittstellen der durchtrennten Rippen zu reiben und den Geschmack in mich aufzunehmen. Aber ich wollte mehr, viel mehr. Ein Zittern fuhr durch Evas Leib, als ich meinen Kopf in die Bauchhöhle senkte und meine Zähne in das weiche Fleisch neben ihrem Rückgrat grub. Mit einer kräftigen Nackenbewegung riss ich einen Bissen aus Eva heraus; das Fleisch zerfloss auf meiner Zunge wie feinstes Sorbet, und ihr fernes Stöhnen nahm an Intensität zu. Evas Arme waren mit Metern von Darm an meinen Körper gefesselt, so dass ihre Hände auf meinem Gesäß zu liegen kamen. Ich zog den Darm etwas enger, und Eva reagierte prompt: sie krallte sich an meinem Hinterteil fest und gab einen pumpenden Rhythmus vor.

Ich drang immer tiefer in ihr Fleisch ein, und als ich mein blutverschmiertes Glied in den leeren Torso stoßen sah, kapierte ich endlich, was geschah. Irgendwoher erklang tosender Applaus. Ich schrie auf und versuchte, mich von ihr zu lösen, aber Eva grub ihre Finger hart in mein Gesäß und zog mich unnachgiebig in sich hinein. Sie hob ihren Kopf. Ihre Augen waren mit grobem Garn zugenäht und ihre Lippen in einem Riktus der Ekstase fixiert, lüstern benetzt vom Blut ihrer Zunge, von welcher sie ein Stück abbiss und herunterschluckte. Ich hörte Flügel schlagen, wie von tausend Vögeln, und ich schrie und schrie und schrie.

„Bist du wahnsinnig geworden?! Was soll der Scheiß, Alfred??? Hör sofort auf damit!!!“ Eva stieß mich weg und zog sich wütend ihre Bluse an. Ein satter Knutschfleck neben ihrem Bauchnabel starrte mich anklagend an, und ich konnte tiefe Kratzer unter ihren Armen erkennen, bevor sie ihre Blöße bedeckte. Ich lag schweißüberströmt auf dem Sofa und blickte mich ängstlich nach den Vögeln um.

Eva schäumte. „Ich fasse es nicht!! Geh zu einem Arzt, geh zu einem Psychiater, geh zu einem Exorzisten, aber vor allem: Scher dich zum Teufel, Alfred!!!“ Sie warf mir meine Kleider zu und schloss sich im Badezimmer ein.

Ich zog mich zitternd an und wollte mich bei Eva entschuldigen, aber sie schrie nur durch die geschlossene Türe, dass ich mich endlich verpissen solle. Noch immer zittrig verließ ich die Wohnung. Gott weiß, wie ich es bis zu meinem Hotel schaffte, aber ich fand mich schließlich in meinem Zimmer wieder und plünderte die Minibar. Was war bloß geschehen? Wie konnte ich mich nur so gehenlassen? War ich krank? Viel später kroch ich betrunken in mein Bett und quälte mich den Rest der Nacht mit Albträumen.

6

Ich wachte gegen acht Uhr auf. Meine Zunge fühlte sich pelzig an, und mir taten alle Glieder weh, vom Kopf ganz zu schweigen. Hatte ich wirklich so viel getrunken? Die vielen kleinen Jack-Daniels- und Johnny-Walker-Flaschen, die überall im Hotelzimmer verstreut waren, bestätigten meinen Verdacht. Aber weshalb war ich noch angezogen, trug selbst die Schuhe? Ich konnte mich nicht mehr an die vergangenen Stunden erinnern. Ich schluckte zwei Schmerztabletten, suchte nach meinem Rasierzeug und stellte mich unter die Dusche.

Der Frühstücksraum war noch ziemlich leer, die Touristen schliefen wohl auch ihren Rausch aus. Nur wenige Gäste saßen an den kleinen, mit weißem Leinen belegten Tischchen und tranken Tee. Ich bestellte ein Continental Breakfast und Kaffee. Langsam kamen erste Erinnerungen zurück, aber ich verstand noch immer nicht, was geschehen war. Ich zückte mein Handy und rief bei Eva an. Fünfmal, sechsmal, zehnmals klingelte ihr Telefon, aber sie nahm nicht ab. Ich musste mich wirklich wie ein Idiot aufgeführt haben ... oder es war noch zu früh für sie.

Am Nachbartisch schnitt ein korpulenter Deutscher in eine Wurst, dass das Fett spritzte, und plötzlich kamen alle Details der letzten Nacht zurück.

Oh Gott!

Meine Hände zitterten, und ich versuchte erfolglos, mich zu beruhigen. Ich muss weiß wie ein Gespenst gewesen sein, denn die Bedienung warf mir einen besorgten Blick zu, als sie mehr Kaffee einschenkte. Ich schloss meine Augen,

jedoch wurden so die Bilder nur deutlicher. Immer wieder blitzten kurze Sequenzen des gestrigen Abends auf und drohten, mich zum Erbrechen zu bringen. Ich öffnete meine Augen wieder, aber alles, was ich sah und hörte, erinnerte mich an diese grauenhafte Nacht ... Die Tapete mit dem Blümchenmuster wie Blutspritzer, die schmatzenden Laute der wenigen Gäste, selbst die Konsistenz des Joghurts weckten Erinnerungen, die ich nur vergessen wollte. Ich hatte meinen Kaffee verschüttet und warf meinen Kopf hin und her, von jeder Bewegung abgelenkt und von jedem Geräusch erschreckt wie ein scheues Tier.

Endlich kam die Rechnung, und ich flüchtete mich in die Straßen von London, wo ich eine Stunde lang herumirrte und mich zu fassen versuchte. Was hatte ich bloß getan? Weshalb sah ich Eva schon zum zweiten Mal so verstümmelt? Verlor ich meinen Verstand? Oder war ich gestern nacht einfach zu betrunken und bildete mir das alles nur ein? Eine Vision, im Alkohol-Delirium? Was genau hatte ich ihr wirklich angetan? Ich konnte nicht länger zwischen Erinnerung, Halluzination und Traum unterscheiden. Ich versuchte wiederholt, Eva anzurufen, aber immer blieb das Telefon tot. Tot ... ich hatte sie doch nicht etwa ... nein, sie hatte mich doch rausgeschmissen ...

Unerträglich. Etwas stimmte ganz und gar nicht mit mir, vor einer Woche schien der Teppich unter meinen Füßen weggezogen worden zu sein. Ich würde mich gleich nach meiner Rückkehr in die Schweiz beim Arzt melden. Es konnte so nicht weitergehen.

Mein Flug war auf fünf Uhr angesetzt, einchecken um vier, aber zuvor musste ich mich mit Gabriel treffen. Hoffentlich würde ich bis dahin ruhiger sein.

Auch beim sechsten Versuch nahm Eva nicht ab.

„Und, hattest du viel Spaß die letzten Tage?“

„Frag nicht.“ Ich spielte mit einem Radieschen auf meinem Salatteller und wünschte mir, dass es schon Zeit für einen Drink wäre. Aber ich war zu verkatert; ein Bier, und ich wäre wieder komplett betrunken. Ich war nervös, wollte mich am liebsten in meiner Wohnung einschließen, eine Flasche Single Malt öffnen und nie wieder Tageslicht sehen. Gabriel warf mir einen fragenden Blick zu, ließ das Thema aber vorerst auf sich beruhen.

„Also. Was ist das für ein Job?“ fragte ich nach ein paar Minuten des Schweigens. Gabriel schluckte einen Bissen Roastbeef herunter und tupfte sich die Lippen ab. Er wühlte in seiner Umhängetasche und gab mir ein paar Marketingbroschüren in die Hände. Ich blätterte die nüchternen Prospekte durch, während Gabriel endlich mit den Details herausrückte.

„Also. Der Verlag nennt sich ‚Widow’s Son‘ und sitzt in Banbury, Oxfordshire, zwischen London und Birmingham. Das Unternehmen ist auf Okkultes spezialisiert, aber nicht diese New-Age-Scheiße, die man an jedem Bahnhofskiosk findet. Seriöse Bücher und ein Fachmagazin, welches alle zwei Monate erscheint.“ Ich entspannte mich langsam und nickte still.

Garfunkel’s war wie üblich vollgestopft mit Bankern und Geschäftsleuten, hier und da hatten sich auch ein paar Touristen eingefunden. Wir wirkten wohl auch wie Touristen, ich in einem grünen Polohemd und Gabriel mit dem ausgewaschenen Motörhead-T-Shirt. Ich schloss den letzten der Prospekte.

„Was wären meine Aufgaben?“

„Die ersten Monate wirst du vorwiegend mit Übersetzungen und Papierkrieg beschäftigt sein. Zusammenfassungen und Rezensionen für die

Website, hauptsächlich.“ Gabriel räusperte sich und nahm einen Schluck Bier. „Widow’s Son möchte in Zukunft vermehrt im deutschen Markt Fuß fassen, womit auch deine Position wichtiger werden wird. Sie suchen explizit nach jemandem, der Deutsch als Muttersprache spricht und im gesamten Ablauf der Publikation mitreden kann. Du würdest die Deutsch-Abteilung ausbauen, das Übersetzerteam zusammenstellen und die Lektoren leiten. Etwas Marketingkenntnisse hast du doch auch, oder?“

„Ja, damit muss ich mir zur Zeit leider meine Brötchen verdienen. Oder eher: Die Nachhaltigkeit meines Konsums sicherstellen.“ Wir lachten.

„Sehr gut! Kurz gesagt – in ein paar Monaten wärst du dann für alles zuständig, was im Verlag in Sachen ‚Deutsch‘ geschieht, vom Redigieren übers Schreiben bis zu Übersetzungen und Budgetprüfung. Die Bezahlung ist nicht exorbitant, aber ganz anständig für englische Verhältnisse.“ Er nannte mir zwei Zahlen, einen brauchbaren Einstiegslohn und eine wirklich interessante Summe, falls ich längere Zeit beim Verlag bleiben sollte. „Widow’s Son würde dir helfen, eine Wohnung in der Nähe zu finden, den Umzug müsstest du allerdings selbst finanzieren.“

„Kein Problem. Ich kann meine Sachen bei meiner Schwester einstellen. Alexandra hat noch genug Platz auf dem Dachboden. Von den Büchern brauche ich nur einen Bruchteil, und die CDs kann ich auch auf den Computer laden. Mit einem Kombi sollte das eigentlich gut zu schaffen sein, den Rest kann ich dann nach und nach herüberbringen.“

„Das klingt ja schon fast, als ob du dich bereits entschieden hättest ...?“

Ich lächelte. „Gabriel. Du weißt, dass ich schon immer nach England auswandern wollte. Eine solche Chance kann ich nicht an mir vorüberziehen lassen. Außerdem hasse ich meinen alten Job und bin heilfroh, wenn ich da

nur noch die Kündigungsfrist absitzen muss. Wenn mich Widow's Son haben möchte, bin ich dabei.“

„Exzellente! Ich werde gleich heute nachmittag mit den Leuten sprechen, du wirst dann in den nächsten Tagen von mir hören. Dein Lebenslauf hat sie vor Freude fast tanzen lassen, und sie werden dich noch persönlich treffen wollen. Ob du ins Team passt, wie du deine Zukunft siehst etcetera. Die Reisekosten würden gedeckt sein. Aber so weit – haben wir einen Deal?“

„Ja, den haben wir.“ Wir schüttelten uns symbolisch die Hände und bestellten Espresso. Das Gespräch hatte mich abgelenkt. Gleich morgen einen Termin beim Arzt vereinbaren – zum Glück arbeitete mein Psychiater in einem Krankenhaus, so dass er auch samstags erreichbar sein würde – , mit meinem Arbeitgeber sprechen, dann nochmals nach England und bald darauf endlich raus aus der Schweiz ... Ich war guter Dinge, aber dann fragte mich Gabriel nach Eva, und meine Laune verfinsterte sich wieder.

„Ich möchte nicht darüber sprechen, wenn es dir recht ist. Gestern war kein guter Abend, das kann ich dir sagen.“

„Was war denn?“ bohrte Gabriel nach. Er setzte sich auf die Stuhlkante, sein Interesse schien wie eine Wolke um ihn herum zu schweben. Resigniert verwarf ich die Hände.

„Ich habe mich wie ein tollwütiges Tier verhalten, das war los. Wie ein Besessener.“ Ich seufzte. „Ich hatte letzte Woche diese grauenhafte Halluzination und gestern nacht offenbar so was wie ein Flashback. Dabei habe ich mich dermaßen danebenbenommen, um es mal diplomatisch auszudrücken, dass Eva mich aus der Wohnung schmiss.“ Ich fragte mich kurz, ob solche Aussagen bei der Jobsuche wirklich zu meinem Vorteil sein konnten. Aber Gabriel war ein Freund, ich vertraute ihm. Ich sollte recht behalten.

„There, there. Wird schon werden. Ihr hattet doch eh kaum mehr Kontakt, und andere Mütter haben auch hübsche Töchter.“ Er grinste mich an. „Und wenn du bei Widow’s Son arbeitest, kannst du deine Abende hier verbringen, sind ja nur eineinhalb Stunden. Ich werde dich durch das etwas ... andere London führen. Glaub’ mir, du wirst schon bald darüber hinwegkommen. Das kann ich dir garantieren. Und überhaupt, wir haben hier auch Psychiater, falls du lieber Medikamente statt Alkohol schlucken möchtest.“

Ich wusste, dass er mich aufheitern wollte, aber es funktionierte trotzdem. Ich schenkte ihm ein Lächeln als Dank, und wir verließen Garfunkel’s, um uns noch ein wenig die Beine in Soho zu vertreten.

Der kurios formell gekleidete Mann beobachtete aus einer Seitengasse, wie Gabriel und ich durch die Straßen schlenderten. Er folgte uns unauffällig und ließ mich nie für länger als ein paar Sekunden aus den Augen. Jedenfalls erzählte er es mir später so. Ich selbst hatte ihn nicht bemerkt.

Ah. London. Selbst in einem Viertel wie Soho wirkte man in Blazer und Krawatte nicht deplatziert. Der Mann lächelte und betrachtete sich einen Moment im Schaufenster eines Sexshops. Dildo, Gleitmittel, hohe Stirn, stechende blaue Augen, das kleine Grübchen im Kinn versteckt unter einem Zickenbart, volle, schon fast feminine Lippen, Gummipuppe ... vielleicht war er ein wenig zu kurz geraten – seine Statur, nicht der Dildo. Aber im großen und ganzen war die Situation zufriedenstellend.

Er war der Meinung, dass ich noch ein wenig ... kochen müsste. Ja. Er wollte beobachten, wie ich mich die nächsten Monate und Jahre so machen würde. Er hatte Zeit.

Wortwörtlich alle Zeit der Welt.

Vor 3 Monaten

7

In einer Februarnacht im Jahr 2007 lag ich angetrunken auf meinem Sofa und erinnerte mich an die Zeit, als ich noch jung war. „Ich bin noch immer jung“, meinte ein kleiner Teil meines Bewusstseins und lag damit nicht mal so sehr daneben. Gerade mal einunddreißig Jahre alt, war mir klar, dass ich wohl noch nicht den Scheitelpunkt meines Lebens erreicht hatte. Ganz egal, wie niedrig die Lebenserwartung in meiner Familie lag. Trotzdem, diese Nacht war eine Nacht der Jugenderinnerungen, die mich wie die Geister betrogener Vorfahren heimsuchten.

Der Verlag hatte mich vor zwei Jahren in dieser kleinen Wohnung außerhalb Banburys einquartiert: ein Schlafzimmer, ein Arbeitszimmer mit Gästebett und das Wohnzimmer mit Essecke. Wie schon in der Schweiz, verbrachte ich allerdings die meiste Zeit im Wohnzimmer. Ich hatte mir von meinem ersten Gehalt einen Laptop geleistet und installierte diesen an einem Ende des langen Esstisches; mein alter PC stand im Arbeitszimmer und war in den letzten Monaten kaum in Betrieb.

Mit dem Wohnzimmer war ich sehr zufrieden. Es war gemütlich in dunklem Holz eingerichtet – Tisch, Anrichte, Stühle und die zwei Kommoden stammten vom Flohmarkt und waren mindestens fünfzig Jahre alt. Die Couch und die zwei Sessel hatte ich vor ein paar Monaten neu gekauft, wobei ich aber darauf geachtet hatte, dass auch sie eine altertümliche Bequemlichkeit ausstrahlten. Das Sofa roch noch immer ein klein wenig nach Fabrik, was aber im ständigen Zigarettenebel nicht weiter auffiel. Vor den kleinen Fenstern

hingen weiße, gestickte Gardinen, und die Wände waren mit Tüchern und Bildern behängt, so dass das Wohnzimmer schon fast wie eine Höhle wirkte. Meine Höhle, in die ich mich nach der Arbeit mit einer Flasche Rotwein oder etwas Härterem zurückziehen konnte. Einen Fernseher hatte ich nicht, dafür eine gute Stereoanlage mit noch besseren Lautsprechern, welche natürlich auch mit dunklem Holzfurnier versehen waren. Neben der Anlage stand ein kleiner Schrank mit meinen CDs.

Ich starrte die Wand an und sinnierte weiter. Meine Stimme klang rau, und ich hatte besonders mit den Vokalen meine Mühe. Das hinderte mich aber nicht daran, wie ein etwas gammeliger Professor vor seinen Studenten zu sprechen. „Vor Jahren warst du es gewohnt, wirklich DU zu sein und deinen Weg konsequent zu gehen. Aber jetzt nicht mehr. Langsam, zuerst nur zögernd, dann mit mehr Enthusiasmus gabst du dich dem Lockruf der Langweiler und Herdenmenschen hin. Es war so einfach, in den Schlaf gesungen zu werden; zu fragil war dein Verständnis, das Wissen gar nicht vorhanden, mannigfaltig die Möglichkeiten der Fehlinterpretation und bloßer Dummheit.“ Ich fuchtelte mit der Zigarette vor meinem imaginären Publikum herum. „Und du bist auf sie alle reingefallen; die falsche Sicherheit, etwas Besonderes zu sein, die Freuden des Langweilertums, die Gewöhnlichkeit deiner Umgebung. Kurz gesagt: Du wurdest selbst ein Langweiler.“

„Nicht ein Langweiler, nie ein Langweiler“, beschwerte sich ein anderer Teil meines alkoholisierten Hirns. „Nein, selbst unter den gewöhnlichsten Umständen, die wahren Tiefen deiner Existenz, warst du nie wirklich langweilig. Natürlich heißt das nicht, dass du besser als deine Mitmenschen bist, aber du bist sicher auch nicht schlechter. Und da du dir nie träumen ließest, deine Zeit mit Langweilern zu vergeuden, wie könntest du dann selbst

einer sein? Dein Problem liegt ganz woanders. Du hast vergessen, wer du bist. Früher kanntest du dich, aber über die Jahre bist du dir fremd geworden.“

Ich füllte das Glas mit etwas mehr Portwein nach und balancierte weiter auf dem schmalen Grat zwischen „angeheitert“ und „betrunken“. Ich sang noch nicht lauthals zur Musik, aber meine Stimme war bereits kratzig genug für Death Metal, und es war nur eine Frage der Zeit, bis ich die ersten Grunzer ausstoßen würde. Da mir meine Kehle doch noch etwas mehr wert war, verzichtete ich auf die nächste Zigarette und hirnte weiter über meine Vergangenheit. Dann klingelte das Telefon.

„Argh. Telefon. Argh. Nein.“ Ich war die Art von Person, welche tatsächlich eher „Argh“ sagte, anstatt missbilligend zu stöhnen oder verstört zu knurren.

„Moment. Der Festnetzanschluss ist kaputt. Das Handy ausgeschaltet ... ich bilde mir das sicher bloß ein. Es ist ein Uhr morgens, wer würde mich schon anrufen wollen?“

Das Telefon klingelte weiter.

Ich stolperte durch das Wohnzimmer, rempelte den Tisch an, fluchte, wich der niedrigen Anrichte aus, grabschte nach dem Telefon. Selbstverständlich war da kein Rufzeichen, die Leitung war ja tot. Ich sagte nochmals Argh, einfach um die Drei voll zu kriegen, und suchte nach meinem Handy. Ich konnte mich endlich durch die Wohnung bewegen, ohne mit noch mehr Möbeln intim zu werden, und nahm den Anruf entgegen. Ich hatte das Handy wohl doch nicht ausgeschaltet.

„Rufnummer unterdrückt? Na super. Hallo? Wer ist dran?“

„Hallo, Herr Wankdorf“, begrüßte mich eine warme Stimme. „Schon lange nichts mehr von Ihnen gehört. Sicher schon zweieinhalb Jahre lang.“

„Aaa ... Und wer sind Sie denn?“ lallte ich.

„Oh, wir verstehen. Sie sind heute Abend ... beschäftigt. Wieder einmal.“
Ein leiser Seufzer war zu vernehmen. „Na ja, dann rufen wir morgen an. Und: Sie sollten wirklich nicht so viel trinken, sind Sie sich dessen im klaren?“

„Ha, was auch immer. Danke fürs Verständnis, danke für den Anruf, bye.“
Ich hängte auf. Komischer Typ. Ich dämpfte das Licht, nahm einen weiteren Schluck Portwein zu mir, durchstöberte meine Sammlung auf der Suche nach ruhiger Musik, legte irgend eine obskure schwedische Black-Metal-Band ein – authentisch mit unleserlichem Band-Logo und schreiendem Idioten am Mikrofon – und entschloss mich, doch schlafen zu gehen. Was für ein Tag.

DER Traum wieder. Die Säulen strebten in den Himmel, unfassbar hoch; so hoch, dass sie die Wolken durchbrechen und den Himmel selbst erreichen könnten. Die fahl-weiße Oberfläche wirkte aus der Distanz glatt, aber als sich mein geistiges Auge dem ersten Turm näherte, zeigte sich, dass die Säule von der Basis bis zur verborgenen Spitze mit Symbolen und Figuren versehen war – keines der Symbole größer als wenige Zoll, aber die gesamte Oberfläche von ihnen bedeckt. Der Turm war immens, drohte, mich mit seiner schieren Unmöglichkeit zu erdrücken. Mit mindestens einem Kilometer Durchmesser und umrankt von sanft aufsteigenden Rampen, auf denen verstreut Personen in dunklen Roben den Turm erklommen und ein wenig Kontrast zum kranken Weißton gaben, schienen die neun Säulen allen Gesetzen der Physik und des guten Geschmacks zu widersprechen.

Obwohl ich die Säulen über die Jahre viele Male besucht hatte, erfüllte mich der Anblick des ersten Turms noch immer mit Ehrfurcht, ganz zu schweigen von den drei nebelhaften Silhouetten weiterer Türme in der Distanz. Ich flog

und genoss die Minuten, um von einer Windung der Rampe zur nächsten zu gelangen; ich jagte mit unglaublicher Geschwindigkeit um die erste Säule in Richtung der zweiten, aber dennoch kostete mich die Reise in ihre Nähe den besten Teil einer gefühlten Stunde. Und sie war noch immer weit entfernt.

Ich hatte noch nie alle neun Säulen gesehen, aber ich wusste, dass es neun an der Zahl sind. So, wie man Dinge in Träumen einfach intuitiv weiß. Ich kannte den ersten Turm gut, und besuchte den zweiten vor Jahren das erste und einzige Mal. Ja, nur einmal; ich konnte mich nicht an den Grund erinnern, weshalb ich die Reise nie wiederholte oder was ich beim zweiten Turm fand, als ich seine kalte, vernarbte Haut berührte. Es war eine lange Reise von der ersten zur zweiten Säule, und als ich älter wurde, schrumpfte auch meine Zeit im Traum. Ich machte das Beste daraus, oder zumindest glaubte ich das. Ich flog um die erste Säule; der Wind ließ mein scharlachrotes Kleid flattern; ich wischte die Tränen, welche die Kälte in meine Augen trieb, von meinem Gesicht ... nein, Moment, nicht die Kälte, Rauch. Und die Einsamkeit, und der Schmerz, der herzerreißende Schmerz, und der Lärm, der schreckliche, piepende Lärm ...

Ich schlug hart auf den Wecker neben meinem Bett. Etwas härter, als eigentlich beabsichtigt war. „Na, und wieder einer hin“, dachte ich müde, lehnte mich zurück und kratzte meinen stoppeligen Hals. Jetzt aufstehen oder noch dreißig Minuten liegen bleiben und im Büro anrufen, dass ich im Stau steckte? Nein, aufstehen. Jetzt aufstehen, sonst komme ich nie mehr hoch. Du kannst dich betrinken, also kannst du auch arbeiten. Aspirin oder Kaffee, was zuerst? Kaffeemaschine anheizen und zwei Aspirin mit dieser geübten

Bewegung trocken herunterschlucken, aufs Klo, duschen, rasieren? Nein, nicht rasieren. Kaffee, anziehen, Aktenkoffer packen, Wohnung verlassen, zum Mini Cooper wanken, Auto vergessen, zur Bushaltestelle wanken, zurück zur Wohnung wanken, Kaffeemaschine ausmachen, meine Medikamente einwerfen, Handy in linke Brusttasche packen, zum Bus rennen, Bus verpassen, fluchen, den Lungen einen guten Morgen wünschen, Kettenrauchen, auf nächsten Bus warten, doch den Mini in Betracht ziehen, Kater erkennen, doch in den Bus steigen, mehr fluchen, im Büro nur fünf Minuten zu spät erscheinen, Kaffee, arbeiten.

 Noch einen Tag meines Lebens vergeuden.

 Dabei mochte ich meinen Job. Die Arbeit war leicht, auch wenn mein Chef nicht immer den Unterschied zwischen schnellen Übersetzungen und brauchbaren Übertragungen verstand. Aber das Magazin wollte zweisprachig auftreten, die Buchreihe ebenso, ohne die eine oder andere Leserschaft vor den Kopf zu stoßen und ohne zu sehr vom ursprünglichen Inhalt eines Textes abzuweichen. Entsprechend wusste die Geschäftsleitung um die Wichtigkeit meines Jobs.

 Strenggenommen hatte ich meinen Einstieg trotz der großen Reden beim Vorstellungsgespräch als einfacher Redakteur, der sich vorwiegend um Korrekturen für die ersten paar deutschen Texte kümmerte und die Website aktualisierte. Dann kam der Moment, als das gesamte Verlagsprogramm vollständig sowohl auf Englisch als auch auf Deutsch verfügbar sein musste. Als einziger mit Deutsch als Muttersprache rutschte ich schnell ins Lektorat und die Redaktion für alle deutschen Manuskripte, und nach vielen lauten Reklamationen meinerseits über die üble Qualität der Übersetzungen wurde ich endlich wie versprochen zum Leiter und Chefredakteur der deutschen

Abteilung bei Widow's Son ernannt. „Chefredakteur“ klang zu dramatisch, wenn man bedachte, dass der gesamte Verlag keine zwanzig festangestellten Mitarbeiter hatte. Und der Name ...

Auch nach all den Jahren – immerhin bald drei davon – musste ich zugeben, dass „Widow's Son“ lächerlich klang. Ein kleiner, unabhängiger Verlag, ein Schutzschirm gegen den New-Age-Müll, der den Markt seit Jahrzehnten überschwemmte ... und sie benannten ihn nach einem Notfallsignal der Freimaurer. Die Gründer mussten sich vor Lachen gekrümmt haben, als sie auf die Idee kamen. Ich sprach darüber vor einer Weile mit Herrn Janos, dem englischen „Chefredakteur“, und als ich einige der Alternativen zu hören bekam, wunderte ich mich, ob ich für gescheiterte Komiker arbeitete. „Isis Concealed“ war schon schlimm genug, aber noch nicht halb so wild wie „Morningstar“ oder, Gott behüte!, „Silver Dusk“. So betrachtet war Widow's Son nicht mal schlecht gewählt. Trotzdem wand ich mich jedes mal, wenn ich am Telefon mit dieser Missgeburt von Namen antworten musste.

Nein, der Job ging in Ordnung. Aber ich war zu Tode gelangweilt.

„Hey Alfred, wie geht's dir? Du siehst beschissen aus, Mann. Alles in Ordnung?“ Ich blickte von meinem Papierkram hoch, um ein Paar riesige Brüste in einem zu engen T-Shirt anzustarren. Halluzinierte ich endlich wieder? Nein, ich hatte das Antipsychotikum eingenommen. Das musste also Bea sein, kurz für Beatrix – Gabriels Ex-Freundin und meine neue Assistentin. Nicht starren, mach ihr keine Hoffnungen. Hochschauen. Ja, war Bea. Oh mein Gott, was hatte sie nur mit ihren Haaren angestellt?

„Hi Bea. Nein, alles in Ordnung. Mir geht es gut. Ich habe nur zu wenig geschlafen, aber der Kaffee wird mich in Null Komma nichts wieder auf Vordermann bringen. Und wie geht es dir? Du siehst irgendwie ... anders aus.“

Bea strahlte. „Du hast es bemerkt? Was hältst du von meiner neuen Frisur? Es ist nicht zu abgefahren, oder?“ Ich rang um Worte, suchte nach meinen Zigaretten und murmelte vor mich hin. Einen Moment lang verließen mich meine Sprachkenntnisse. Aber wie könnte ich jemandem so empfindlichen wie Bea nur klarmachen, dass kurzes, mit Gel aufgerichtetes Haar einfach nicht zu ihr passte? Dass die schwarze Haartönung sich nicht wirklich mit ihrem rosigen Teint vertrug und dass die Jungenhaftigkeit der Frisur sich irgendwie mit ihren, hmm, femininen Attributen biss?

Ich zündete mir eine Zigarette an, inhalierte tief und setzte mein überzeugendstes Lächeln auf.

„Nein, mach dir keinen Kopf, ist überhaupt nicht zu abgefahren. Ja, es ist mal etwas anderes, aber das kurze Haar bringt, ... deinen Hals gut zur Geltung. Genau. Sehr nett, wirklich. Bea, könntest du mir eine frische Tasse Kaffee bringen, bitte? Und wir müssen noch das unsäglich doofe Manuskript dieses selbsternannten Crowley-Experten durchgehen.“

„Na sicher, Alfred. Aber ...“ Bea zögerte. Sie schien enorme Willenskraft zu sammeln, welche sie augenscheinlich nicht besaß. Es hatte den Anschein, als ob sie auf etwas lauschte, aber ich konnte mich auch täuschen. Ihre Augen flitzten hin und her, sie war verlegen. Mit kleiner Stimme: „Wenn’s irgend etwas gibt, worüber du reden möchtest, na ja, du weißt schon, egal was, ich leih’ dir immer gerne ein Ohr.“ Pause. „Okay, ich geh mal Kaffee holen, okay?“

„Ja, dank dir. Ich brauche den Kaffee dringend.“ Sie war weg. Ein Problem weniger, wenigstens für eine Weile. Ich verstand wirklich nicht, was Bea an mir fand. Schon als sie vor sechs Monaten hier anfang, war sie gleich so sehr in mich verschossen, dass man es am passendsten als trauriges Kompliment auffassen konnte. Vielleicht dachte sie sich, dass sie nur in Gabriels

Freundeskreis wildern durfte? Oder hatte sie einfach die Schnauze voll von sportlichen Typen und dachte sich, dass abgehalfterte Wracks gemütlicher wären? Wie auch immer, ich musste zugeben, dass ich sie mochte. Aber wenn es etwas gab, was ich auf den Tod nicht ertragen konnte, war es ein begrenzter Horizont, und sei es auch nur in der Verkleidung einer Verschlossenheit. Früher oder später würde sie aufwachen und merken, was für ein Arschloch ich wirklich war. Das wäre dann auch der Moment, wo ich mich für sie interessieren würde. Ah. Drama.

Es war ein lahmer Morgen, und ich lenkte mich damit ab, ein wenig härter als sonst die Arbeit der Übersetzer zu kritisieren und ein Manuskript über das Tarot mit dem Satz „Der Autor las Aleister Crowley und hat nichts verstanden“ abzulehnen. Kleine Freuden vielleicht, aber wenigstens brütete ich nicht länger. Gerade als ich mich in die Mittagspause aufmachen wollte, klingelte das Telefon.

„Widow’s Son, Alfred Wankdorf. Wie kann ich Ihnen helfen?“ Wie immer schüttelte es mich beim Erwähnen des Verlagsnamens. Das Telefon blieb einen Moment still, kein Atem, keine Hintergrundgeräusche, nichts. Dann grüßte mich ein voller Bariton, der mir seltsam bekannt vorkam.

„Guten Tag, Herr Wankdorf. Sind Sie jetzt wieder etwas nüchterner?“

Ich runzelte die Stirn. „Wer spricht da?“

„Wir riefen Sie schon gestern Nacht an, aber Sie schienen, ah, beschäftigt.“

Da war doch etwas ... ich erinnerte mich düster an die vergangene Nacht und antwortete ungeduldig. „Mein Herr, wenn Sie mir nicht sagen wollen wer Sie sind, werde ich auflegen müssen.“

„Wir haben leider für längere Zeit den Kontakt zu Ihnen verloren, und dafür entschuldigen wir uns, Herr Wankdorf“, fuhr der Bariton unbeirrt fort. „Es ist

jedoch von äußerster Wichtigkeit, dass wir so bald als möglich mit Ihnen sprechen können. Würde Ihnen heute Abend passen?“

Ich war perplex. Die Stimme klang vertraut, und ich konnte nicht anders als fasziniert zu sein. Einen langen Moment lang sprach keiner.

„Okay, ich gebe zu, dass Sie mich neugierig machen. Heute geht jedoch nicht, aber wie wär's am Mittwoch? Hatten Sie etwas Bestimmtes vor?“

„Mittwoch passt uns ausgezeichnet. Wir kommen bei Ihnen um etwa sieben Uhr vorbei. Wir wünschen Ihnen einen schönen Tag.“

Klick.

Okay. Was sollte das jetzt? Und weshalb in Gottes Namen stimmte ich so schnell einem Treffen zu?

Aber ich kannte die Stimme. Warm und mit akzentfreiem Englisch klang sie doch ein wenig gekünstelt und steif, trotzdem irgendwie auch voller Leben. Komischerweise war ich nicht aufgeregt, obwohl ich nie Gäste auf einen Besuch einlud. Und er hatte mich nicht nach meiner Adresse gefragt. Vielleicht einer unserer Autoren? Oder hatte ich ihm mal im Vollsuff meine Visitenkarte gegeben?

Egal.

Den Rest des Tages war ich besserer Laune und auch meinen Untergebenen gegenüber etwas freundlicher. Ich verlor nur einmal meine Geduld, als Mitchell wieder darauf bestand, dass Widow's Son einen Artikel über das Geheimnis der Tempelritter bringen müsste. Aber selbst als ich ihn zusammenstauchte, war ich bei weitem nicht so zynisch wie sonst. Ich verließ das Büro frühzeitig, um wie jede Woche mit Gabriel einen zu heben, musste dann aber beim dritten Bier feststellen, dass ich mich im Tag geirrt hatte und Gabriel wohl nicht kommen würde. Wütend mit mir selbst setzte ich mich um

zehn Uhr in den Zug nach Hause und blätterte die Zeit von London nach Banbury in einem Klatschheftchen.

Noch ein Tag, den ich am liebsten aus meinem Leben gestrichen hätte.

8

Mittwoch. Der Tag verlief ereignislos, und ich wartete nun darauf, dass mich der mysteriöse Anrufer besuchen würde. Es war bereits nach acht Uhr; hatte der Typ vergessen, dass wir uns für heute verabredet hatten? Ich wurde langsam sauer, hatte ich mir doch immerhin den Abend freigenommen.

Drink oder keinen Drink, das war hier die Frage.

Drink.

Ich mixte mir gerade einen zweiten Gin&Tonic, als es an der Tür klingelte. Ich stellte das Glas auf den Kaffeetisch und ließ, schon leicht beschwipst, meinen Gast ein. Der Mann war nicht sonderlich großgewachsen, er wirkte zierlich. Aber er kam mir seltsam bekannt vor ... Unauffällige Gesichtszüge, ein kleiner Bart am Kinn und oberhalb der vollen Lippen, strahlend blaue Augen und kurzes, braunes Haar. Er trug einen Navy-Blazer und sandfarbene Hosen – offenbar Chinos –, ein weißes Hemd mit goldenen Manschettenknöpfen und eine rote Krawatte. Hatte ich ihn nicht vor Jahren in London im Admiral Duncan getroffen? Genau! Daher kannte ich ihn!

Wir betraten stumm mein Wohnzimmer, wo ich mich vor die Bar stellte.

„Kann ich Ihnen etwas anbieten? Portwein? Whisky?“

„Ein Glas Wasser wäre fein“, sprach er in dem kultivierten Bariton, der mir schon am Telefon aufgefallen war.

„Wie Sie möchten.“ Ich stellte ein Glas Wasser für meinen Gast auf den Kaffeetisch und wies ihm einen der beiden Sessel zu. „Wasser. Jemand wie Sie, na, da hätte ich auf gute Whiskys oder teure Mixgetränke getippt.“ Aufs

Stichwort nahm ich einen Schluck meiner eigenen potenten Mischung und ließ mich auf dem Sofa nieder.

Der Besucher schüttelte traurig den Kopf. „Alkohol ... vertragen wir nicht sonderlich gut. Wir tendieren dazu, die Kontrolle zu verlieren. Und das ist etwas, was Sie sicher nicht erleben möchten.“

„Wie auch immer“, sagte ich. „Ich empfangen in der Regel keine Gäste, insbesondere nicht Personen, die ich vor Jahren einmal in einer zwielichtigen Bar getroffen habe. Aber Sie erwähnten, dass wir uns schon länger kennen, also – wie kann ich behilflich sein?“

Der Gast lächelte eines dieser Lächeln, das nie ganz die Augen erreicht. „Wir glauben, dass die Frage eher lauten sollte: Wie können wir Ihnen behilflich sein?“

Ich lachte zynisch. „Das ist eine ziemlich bedeutende Frage. Weshalb fangen wir nicht damit an, wer Sie sind und was zum Geier Sie von mir wollen? Ich darf mich täglich auf der Arbeit mit selbtherrlichen Egomänen herumschlagen. Weshalb lassen Sie nicht einfach den geheimnistuerischen Quatsch und kommen endlich zur Sache, bitte? Ich bin ein vielbeschäftigter Mann.“

„Ja, das bist du. Vielbeschäftigt, fürwahr.“ Seine Augen funkelten. „Zu beschäftigt, um zu sehen, was aus dir geworden ist, Alfred. Zu beschäftigt, um dich zu erinnern, was du mal warst. Und was du noch immer bist. Und wieder sein kannst.“ Der Besucher setzte einen betäubten und leicht spöttischen Gesichtsausdruck auf.

Ich schnaufte laut aus. Der Kerl ging wirklich zu weit. Ich spürte, wie das Blut in meinen Kopf schoss. „Ich glaube, es ist an der Zeit, dass du von hier

verschwindest, Freundchen. Die Zeugen Jehovas waren schon letzten Samstag hier. Es reicht.“

Der Gast hob beschwichtigend die Hände. „Beruhige dich, beruhige dich. Wir wollen nicht beleidigen, ganz und gar nicht. Alles sollte klarer sein, wenn du dir ... das hier ansiehst.“

Er griff in die Tasche seines Blazers und legte eine Murmel auf den Tisch. Die lustigen Farben der Kugel wurden im Glas des Tisches und den Trinkgläsern reflektiert, so dass es für einen Moment so aussah, als ob da nicht eine, sondern sechs Murmeln lägen.

„Erkennst du es wieder?“ fragte er schon beinahe gierig. „Bitte schau es dir genau an.“

Fasziniert nahm ich die Murmel auf. Das Ding war nicht größer als eine Perle. Perle, ja. Dieselbe irisierende Qualität der Oberfläche, welche je nach Winkel die Farbe im flackernden Kerzenlicht zu wechseln schien. Meine Kehle wurde plötzlich trocken, und ich versuchte erfolglos, leer zu schlucken.

„Ist das ... ein Aleph? Ich hätte nie gedacht ... oh mein Gott.“

„Robert sollte ausreichen, aber danke für das Kompliment. Wir nehmen es gerne an.“ Ein Grinsen wie eine Messerwunde öffnete sich in den feinen Gesichtszügen des Besuchers – Roberts – und verschwand so schnell wieder, wie es gekommen war. Robert legte seine Fingerspitzen aneinander und hielt das Dreieck aus Fingern und Daumen unter seine Nase. Er schlug die Beine übereinander und blickte mich intensiv an.

„Also – erkennst du es wieder?“

„Ja, aber nur aus Büchern und ...“, ich lachte nervös und unsicher, „... und meinen Träumen.“

Robert seufzte. „Schade. Und wir dachten schon, dass du aufgewacht seist. Wirklich schade. Da kann man wohl nichts machen. Es scheint doch noch länger zu dauern, als wir gehofft haben.“ Robert erhob sich und knöpfte sein Jackett zu. „Tut uns wirklich leid, aber wir müssen jetzt gehen. Bitte entschuldige die Störung, wir werden dich bis auf weiteres nicht mehr belästigen.“

„Nein! Bitte, nur einen Moment ...“ Ich sprang aufgebracht vom Sofa.

„Nein. Wir müssen wirklich los. Behalte das Spielzeug, bitte. Gute Nacht.“ Robert verließ den Raum. Ich eilte ihm nach.

„Bitte warte, Robert! Ich muss wissen, was hier los ist! Warte, du Arschloch!“ Ich rannte in den Gang und dann mit voller Wucht in die Türe, suchte verwirrt nach dem Schlüssel. Wer zur Hölle war dieser Robert? Woher kannte er mich von früher, bevor wir uns im Pub trafen? Wie hatte er mich nach über zwei Jahren finden können? Und weshalb sprach er immer in der Mehrzahl von sich selbst? Pluralis Majestatis oder wie? Größenwahn? Und woher wusste er, dass ich die Murmel als ein Aleph erkennen würde?

Die Murmel, ich hatte sie komplett vergessen. Die Murmel. Die ...
Murmel ...

Ich wachte am nächsten Morgen mit Rückenschmerzen auf. Ich war in meinem Sessel eingekickt, nachdem ich mich mit weiteren Drinks beruhigt hatte. Ich musste Robert wiedersehen, aber er hatte keine Visitenkarte hinterlassen. Ich konnte nur hoffen, dass er nochmals mit mir in Kontakt treten würde. Ich verzog mein Gesicht. Ich war verspannt, konnte mich aber dennoch nicht vor der Arbeit drücken. Unrasiert und mit stinkiger Laune

machte ich mich auf den Weg. Kurz vor meiner Mittagspause klingelte endlich das Telefon.

„Widow's Son, Alfred Wankdorf. Wie kann ich Ihnen helfen?“ Ich zitterte vor Spannung und verzog gleichzeitig wie immer mein Gesicht ob des lächerlichen Verlagsnamens. Nach einer Weile meldete sich der neu-vertraute Bariton. Es war tatsächlich Robert.

„Guten Tag, Alfred. Wir wollten uns nochmals in aller Form für unser gestriges Auftreten entschuldigen.“

„Nein, nein, nicht nötig. Wann können wir uns wiedersehen?“ sagte ich schnell. Ich wusste selbst auch nicht, weshalb mir so viel an einem Treffen lag. Aber Robert war mir vertraut. Und etwas sagte mir, dass es wichtig war, ihn so bald als möglich wieder zu treffen. Und ihm zuzuhören.

Robert klang freudig überrascht. „Ah, du bist also doch daran interessiert zu erfahren, was mit dir los ist? Ausgezeichnet! Können wir uns nächsten Mittwoch zur gleichen Uhrzeit bei dir treffen? Wenn du uns ausreden lässt, können wir die Sache schnell erklären.“

„Sicher doch!“ sagte ich enthusiastisch. „Komm einfach vorbei, wann immer du Lust hast!“

„Nicht so schnell, junger Freund“, lachte Robert. „Du sollst nicht hetzen. Einmal die Woche genügt. Also – bis nächsten Mittwoch?“

„Gerne! Ich freue mich! Auf Wiedersehen!“

Ich war nach dem Telefonat richtiggehend fröhlich. Erst als mir einfiel, dass ich Freitag einen Termin bei meinem Psychiater hatte, sank meine Stimmung ein wenig. Aber: Was nötig ist, ist nötig. Wenn ich mich wöchentlich mit diesem mysteriösen neuen Freund treffen sollte, dann würde Dr. Garland sicher einen netten Kontrapunkt bieten.

9

Im Traum stand ich in einem riesigen Ballsaal, wie für Titanen gebaut. Schwere, rote Vorhänge umschlossen die hohen Fenster; draußen war es Nacht, einzelne Sterne waren zu sehen. Ich schien allein zu sein, und meine polierten Lederschuhe machten klickende Geräusche auf dem schwarz-weißen Marmorboden. „Wie ein Schachbrett“, dachte ich mir, und ich betrachtete mein Spiegelbild in den Fliesen. Ich trug einen hervorragend geschnittenen Smoking und wirkte jünger als ich mich fühlte. Aus meinem Augenwinkel nahm ich eine Bewegung wahr, und ich drehte mich um. In der Ferne – der Saal war größer als ein Fußballfeld – vergnügte sich eine Gruppe Gäste. Ich ging in ihre Richtung, aber mein Blick schweifte immer wieder zu der wundervollen Stukatur und den immensen Kronleuchtern hoch, welche mich mit ihrer Pracht beinahe blendeten. Nach einer halben Ewigkeit erreichte ich den bevölkerten Teil des Saales.

Irgendwo spielte Kammermusik, der Geruch von Räucherwerk und Zigaretten war penetrant. Vor mir saß eine Gruppe von Gästen in Abendgarderobe im Kreis auf dem Boden, in den Händen Sektkelche. Mir fiel auf, dass jeder Gast ein kleines, goldenes Symbol am Revers oder an einer Halskette trug. Die Gäste konzentrierten sich amüsiert auf ein großes Schachbrett, das genau auf vier Fliesen des Bodens ausgerichtet war. Offenbar spielten alle gleichzeitig ein Spiel, welches nur am Rande mit Schach zu tun hatte – die Figuren wirkten grotesk deformiert, und das Brett selbst bestand aus

hunderterten von schwarz-weißen Feldern. Ich fühlte mich unwohl. Etwas stimmte nicht.

„Sie gehören hier nicht wirklich hin, hmm?“ Eine tiefe Stimme sprach mich an. Die Stimme gehörte zu einem hochgewachsenen Mann mit beinahe schwarzen Augen und einem dunklen Teint. Er stand etwas abseits von der Gruppe und wirkte gelangweilt. Auch er trug ein kleines goldenes Symbol im Knopfloch seines altmodisch geschnittenen Fracks. „Südländer“, dachte ich mir, „eventuell vorderer Orient, aber wenn, dann ein König oder Scheich.“ Die Brosche zog mich in ihren Bann. Das Symbol kam mir bekannt vor, aber ich konnte es nicht einordnen.

Nach langen Minuten erinnerte ich mich daran, dass der Scheich etwas gefragt hatte. Ich spulte die letzten Momente zurück und schaute von seinem Revers hoch in ein ausdrucksloses, maskenartiges Gesicht. Nur die Augen zeigten Leben.

„Das könnten Sie so sagen, ja. Ich fühle mich in solcher Gesellschaft selten wohl“, presste ich heraus.

„Ah, ein Neuankömmling. Jedoch sehe ich, dass Sie keine Monade tragen. Also sind Sie doch einfach nur ein Gast? Oder kennen Sie ihren eigenen Namen nicht?“ Er lachte.

Ich war verwirrt, konnte dem Scheich nicht folgen. Stattdessen folgte ich seinem Blick zu meinem eigenen Knopfloch, und tatsächlich, da war kein goldenes Symbol.

„Wo bin ich hier denn?“, fragte ich ihn. In meiner linken Hand hielt ich jetzt auch ein Champagnerglas. Ich nahm nervös einen kleinen Schluck.

„Ah, nur ein kleines Treffen unter Geschäftspartnern, wenn man dieses dekadente Pack als Partner bezeichnen möchte“, meinte der Scheich. Seine

dunklen Augen funkelten, und ein humorloses Lächeln flitzte über sein Gesicht. „Und Sie sind ...?“

„Alfred. Alfred Wankdorf.“ Ich wartete darauf, dass der Scheich mir seine Hand reichte. Er lächelte jedoch nur müde und ließ seinen Blick schweifen. „Alles hirnlose Taugenichtse, sage ich Ihnen. Sie selbst passen hier aber wirklich nicht so richtig ins Bild. Sie sind ... anders. Interessant.“

Nichts wünschte ich mir weniger, als dass mich diese Person interessant finden würde. Ich lächelte verlegen und schlürfte meinen Champagner.

„Ja, sehr interessant.“ Der Scheich kam einen Schritt näher, und mir wurde unerklärlich kalt. „Sie sind ein Träumer, nicht? Und sie haben sich auf den Berg verirrt, nicht wahr?“

Kälter. Viel kälter. Ich fing an zu frösteln. Ein lautes Lachen der Gruppe auf dem Boden ließ mich zusammenzucken. Eine unglaublich dicke, aber dennoch graziöse Dame in einem schwarzen Abendkleid zeigte auf das Schachbrett und jubelte. „Ich habe gewonnen! Sie gehört mir!“ Geschwind nahm sie eine der unförmigen Spielfiguren vom Brett und verstaute das Ding in ihrem tiefen Ausschnitt. Sie warf ihr rotes, gelocktes Haar aus ihrem Gesicht und lächelte mich aus tiefgrünen Augen an. Mein Blick fiel auf ihren Anhänger – auf ihre Monade? – und auch dieses Symbol kam mir bekannt vor.

„Ja, sehr interessant ... ein verirrter Träumer ... hatten wir schon lange Zeit nicht mehr hier ... ich wünschte, Sie würden bleiben“, seufzte der Scheich. Ich wandte mich ihm zu, und Schwärze umhüllte mich. Eiseskälte und absolute Dunkelheit, und ich fiel in ein Pandaemonium von Musik und Geschrei, und in der Dunkelheit tanzten noch dunklere Gestalten ...

Ich wachte schweißgebadet auf. Was zur Hölle war das für ein Traum? Ich schüttelte mich wach, die Bettdecke war um meine Füße gewickelt, mein Herz pochte laut und unregelmäßig. Hatte ich meine Pillen vergessen? Es war Freitag, vier Uhr morgens, ich hätte noch zwei Stunden länger schlafen können, aber an Schlaf war nicht mehr zu denken.

Weshalb konnte ich mich an all diese Details erinnern? War das eventuell ... nein, es konnte sich dabei nicht um eine Halluzination handeln, immerhin hatte ich geschlafen. Und ja, eine Pille weniger im Päckchen. Ich nahm meine Medizin regelmäßig ein.

Ich stand stöhnend auf und brühte eine Kanne Kaffee. Die Stereoanlage war noch immer an, also drehte ich die Musik etwas lauter und setzte mich in meinen bequemsten Sessel, wo ich mich mit Kaffee und Zigaretten zu entspannen versuchte. Ich musste nochmals kurz eingenickt sein, denn plötzlich schrillte der neue Wecker aus dem Schlafzimmer, und der Himmel jenseits des Fensters war grau. Ich fluchte leise und machte mich für den monatlichen Termin bei meinem Psychiater bereit.

„Und wie geht es Ihnen heute, Herr Wankdorf?“ Dr. Garland blickte mich freundlich lächelnd aus strahlenden Augen an. Nicht zum ersten Mal schoss mir durch den Kopf, dass er für einen Psychiater doch recht jung war. Immerhin jünger als ich. Deshalb war er wohl auch so preiswert. Aber er hatte Erfahrungen gesammelt, in verschiedenen Kliniken, und seinen Doktor mit Bravour gemacht. Er trug Jeans zu einem weißen Hemd, an den Füßen Sneakers. Ich saß ihm gegenüber in einem alten, aber bequemen Ledersessel.

Dr. Garlands Behandlungsraum stand im krassen Gegensatz zu seiner Jugendlichkeit und wirkte nicht wie eine Praxis, sondern eher wie das Arbeitszimmer eines Universitätsdozenten. Zwei Sessel mit passendem Ledersofa auf einem dicken Teppich, eine alte, getragene tickende Uhr auf dem Kaminsims, drei Wände mit Büchergestellen, überall dunkles Holz und poliertes Messing. Etwas abseits stand ein schwerer Schreibtisch mit eingelassener Schreibunterlage und einer dieser klassischen Leuchten mit grünem Glasschirm. Man erwartete stetig, dass ein Butler mit leisem Husten auf sich aufmerksam machen und Tee auf einem Silbertablett servieren würde. Es war offensichtlich, dass Garland im Haus seiner Eltern praktizierte.

„Danke, mir geht es ganz gut. Der letzte Monat war ereignislos.“

„Mhm“, nickte Dr. Garland. Er hatte ein Talent dafür, Stille aufzubauen, die man einfach füllen musste. Also füllte ich.

„Die Halluzinationen halten sich noch immer im Rahmen. Zwischendurch sehe ich farbige Muster an den Wänden und höre Stimmen vor dem Einschlafen, aber die neue Dosierung des Medikaments scheint wirklich gut anzuschlagen.“

„Nehmen Sie das Risperidon regelmäßig ein?“

„Ja.“

„Mhm.“

Stille.

„Aber da war noch was ... Ich habe vor ein paar Tagen einen komischen Telefonanruf erhalten. Einen Moment lang war ich mir nicht sicher, ob ich wieder halluzinierte ...“

Stille. Gekritzel im Notizbuch.

„Ich kannte die Stimme von irgendwoher. Aber ich konnte es nicht wirklich einordnen, wissen Sie? Also fragte ich mich, ob ich da eventuell ein Flashback eines früheren Erlebnisses hatte.“

„Beunruhigte Sie das?“ Dr. Garland lehnte sich ein wenig vor, noch immer aufmerksam lächelnd. Ich tat es ihm gleich, auch wenn mein Lächeln etwas gezwungen war.

„Nicht wirklich, wenn ich ehrlich bin. Ich traf mich vor zwei Tagen mit der unbekanntem Telefonstimme, und alles schien in Ordnung. Also weshalb sollte ich mir Sorgen machen?“

„Aber was wäre gewesen, wenn Sie sich nicht mit dieser Person getroffen hätten? Sagten Sie nicht, dass Sie bis zum Treffen unsicher waren, ob Sie wirklich einen Anruf erhalten haben?“

„Ich war auch nach dem Telefonat nicht aufgebracht, wenn Sie das meinen. Ich war ausgeglichen und ruhig, nicht angespannt. Nein, ich hatte wirklich kein Problem mit dem Anruf, nur während des Gesprächs war ich unsicher, immerhin höre ich zwischendurch gerne mal Stimmen, die gar nicht da sind. Das hat sich dann bald gegeben.“

„Das ist doch schon mal gut.“ Mehr Notizen, dann holte er tief Luft. „Ich bin mir immer weniger sicher, ob Sie tatsächlich an einer schwachen Form der Schizophrenie leiden. Ihr Krankheitsbild ist atypisch. Ja, wie Sie schon sagten, Sie hören zwischendurch Stimmen. Und Sie litten in der Vergangenheit unter Halluzinationen. Aber die Blackouts passen da nicht wirklich ins Bild, ebenso wenig, dass Sie sich während Ihrer Episoden wie von außen beobachten. Ich frage mich, ob Sie unter einer Form der dissoziativen Identitätsstörung leiden.“

„Sie meinen multiple Persönlichkeiten?“ fragte ich.

Dr. Garland nickte. „Ja, Herr Wankdorf. Einfach nicht vollständig ausgebildet, nicht dramatisch. Wenn Sie Stimmen hören, nehmen Sie sie in der Regel extern auf, als ob da eine zusätzliche Person wäre. Dann erwähnten Sie, dass Sie häufig neben sich stehen würden, wenn Sie eine Episode haben. Aber vor allem sind da die seltenen Blackouts. Sie hatten mir erzählt, dass Freunde Sie während Ihrer Blackouts kaum wiedererkannt haben, dass Sie sich, Zitat, wie ein Arschloch, Ende Zitat, aufführen würden. Dissoziative Identitätsstörung ist umstritten, viele meiner Kollegen sind der Meinung, dass diese Krankheit gar nicht existiert. Fast immer liegt ein Kindheitstrauma zugrunde, welches wir bei Ihnen nicht feststellen konnten. Noch nicht feststellen konnten. Ich sehe in Ihrem Fall so oder so keine reine Form des Krankheitsbildes. Wahrscheinlich findet hier eine Vermischung verschiedener Symptome statt – ein wenig Schizotypie, ein wenig Depression, ein wenig Dissoziation. Jedenfalls besteht bei Ihnen nur eine kleine Gefahr, dass Sie psychotisch werden könnten.“

„Und was bedeutet das jetzt für mich?“ fragte ich etwas ungeduldig.

„Nichts weiter. Wir fahren mit der Therapie fort. Das Risperidon scheint Ihnen zu helfen, und welches psychiatrische Schild Sie um den Hals tragen, ist ja nicht so wichtig. Hauptsache, Ihnen geht es besser.“

„Okay, das sehe ich ein.“

Schweigen.

„Und wie steht es um den Alkohol?“ fragte mich Dr. Garland. Der Psychologieunterricht fand ein abruptes Ende.

Ich rang meine Hände. „Ach, wissen Sie, ich halte mich schon zurück. Ein, zwei Gläser pro Tag dürften doch in Ordnung sein, oder? Und vielleicht zweimal die Woche etwas mehr?“

„Das Thema der, ahaha, Selbsttherapie hatten wir schon, ja.“ Dr. Garlands Lachen erinnerte mich immer an das eines Pavians.

„War das ein Ja oder ein Nein, Herr Doktor?“ Ich hob meine Augenbraue.

Dr. Garland verzog keine Miene. „Das ist, ahaha, ihr Bier, Herr Wankdorf. Sie bewegen sich recht nahe an der Grenze zum Alkoholismus, aber wie ich Ihnen schon letzten Monat sagte: Alkohol kann zur Selbsttherapie nützlich sein, als Beruhigungsmittel. Und Sie nehmen die Medikamente ja morgens ein, nicht wahr? Also besteht auch kaum Gefahr einer direkten Wechselwirkung mit den Pillen, insbesondere nicht in Anbetracht der geringen Dosierung. Ich würde Ihnen jedoch empfehlen, nicht täglich zu trinken.“

„Aber es hilft gegen die Stimmen. Und die Träume.“

Der Psychiater blickte scharf von seinen Notizen auf. „Träume? Haben Sie noch immer Albträume?“

Ich lehnte mich in den Ledersessel zurück und verschränkte meine Beine. Ich suchte nach einer Ausflucht und bewunderte die altmodische Tapete hinter seinem Sessel. „Nette Tapete. Wann haben Sie die Täfelung ersetzt? Ist mir noch nie aufgefallen.“

Dr. Garland war verwirrt und blickte über seine Schulter. „Tapete? Was für eine Tapete?“ Ich schüttelte den Kopf, und das Muster floss vor meinen Augen die Wand herunter und legte die darunterliegenden Holzleisten frei. Dr. Garland warf mir einen kritischen Blick zu und machte sich neue Notizen. Dann fasste er sich – er wollte wohl so neutral und ruhig wie möglich wirken – und fuhr mit monotoner Stimme fort. „Also, wie war das mit Ihren Träumen?“

Ich seufzte, meiner letzten Ablenkungsmöglichkeit beraubt. „Meistens kann ich mich gar nicht an meine Träume erinnern. Jetzt, wo Sie es erwähnen:

Das ist erst so, seit wir die Dosis auf drei Milligramm täglich erhöhten. Wie auch immer, zwischendurch bleibt dennoch etwas hängen. Die Träume scheinen sehr intensiv zu sein, jedenfalls sind die Laken nassgeschwitzt, und mein Herz rast, wenn ich aufwache. Außerdem riecht mein Schweiß säuerlich. An die Details der Träume kann ich mich kaum erinnern“, eine kleine Notlüge, „aber es scheint ein zusammenhängendes Traumkonstrukt zu sein. Als ob ich im Traum eine andere Welt besuche, die eine gewisse Kontinuität aufweist. Und ich bin dann morgens immer kaputt, wache manchmal mitten in der Nacht auf ... und das kann ich mir bei meiner Arbeit nicht leisten. Daher trinke ich lieber täglich meinen Whisky, als ständig unausgeruht im Büro zu erscheinen.“ Ich wusste nicht, weshalb ich Dr. Garland nicht mehr von meinen Träumen erzählen wollte. Und ich verfluchte meine ausschweifenden Erklärungen. Das musste doch konstruiert wirken!

Stille. Gekritzel im Notizbuch. Ich lächelte Dr. Garland an und summtete leise vor mich hin. Der Psychiater räusperte sich und schlug eine neue Seite in seinem Notizbuch auf. „Ich würde gerne den weiteren Verlauf unserer, ahaha, Treffen besprechen. Sie sind jetzt seit gut sieben Monaten bei mir, und es wird Zeit, dass wir uns überlegen, wie die Behandlung weitergehen soll. Die Medikamente sollten wir auf alle Fälle beibehalten, aber vielleicht wäre es eine gute Idee, uns häufiger zu treffen, damit wir etwas analytischer an die Sache herangehen können. Ich schlage einmal die Woche vor.“

Ich legte meine Stirn in Falten und dachte nach. Meine Krankenversicherung zahlte nicht für Psychiater-Termine, aber andererseits war Dr. Garland recht preiswert, und ich verdiente genug Geld. Und Analyse – vielleicht wäre es ja interessant?

„Was haben Sie sich konkret vorgestellt, Herr Doktor?“

„Ich will ein Auge auf Ihren Tagesablauf werfen und nicht zu viel Zeit zwischen Ihren seltenen Episoden verstreichen lassen, bis wir uns sehen. Ich schlage auch vor, dass wir uns dann Ihrer Kindheit widmen. Ihr Arzt in der Schweiz hat diesen Aspekt meiner Meinung nach vernachlässigt, und ich würde mich nicht wundern, wenn wir da die Antwort auf Ihren Fall fänden. Die Sache mit dem Trauma hatte ich ja schon erwähnt. Neurologisch sind Sie trotz Kleinigkeiten in den Hirnbildern gesund. Und: Ich denke nicht, dass Ihnen eine Verhaltenstherapie helfen würde. Daher schlage ich eher Psychoanalyse vor.“

Ich nickte Zustimmung. „Ja. Ich möchte wissen, weshalb ich diese Episoden und Halluzinationen habe – beziehungsweise hatte – und keine Symptombekämpfung betreiben. Wie wäre es mit Donnerstags gegen sechs Uhr?“

Dr. Garland blätterte durch seine eigene Agenda. „Ja, Donnerstag sechs Uhr ist ausgezeichnet. In dem Fall: Bis nächste Woche, Herr Wankdorf.“

„Bis nächste Woche, Herr Doktor.“

Ich verließ das kleine englische Landhaus und zündete mir auf dem Weg zur Bushaltestelle eine Zigarette an. Dr. Garland war sympathisch, aufmerksam und schien trotz seiner Jugend etwas auf dem Kasten zu haben. Seine Idee, die tägliche Dosis meines Medikamentes zu erhöhen, half erstaunlich gut gegen die Pseudo-Halluzinationen, die ich bis anhin ständig erlebte. Kaum mehr Hieroglyphen an den Wänden, nur noch wenige wabernde schwarze Flecken auf dem Asphalt, keine menschenähnlichen Figuren im Schatten, zwischendurch mal Stimmen in der Nacht ... aber keine Flashbacks meiner Episode von vor drei Jahren bei Stephan. Und ich war konzentrierter, hatte nur noch äußerst selten Blackouts – und seit diesem schrecklichen Erlebnis in

London auch keine heftigen Halluzinationen mehr. Ich war mir noch immer etwas unsicher, ob ich nicht psychotisch sein könnte, aber Dr. Garland tat sein Bestes, um das herauszufinden. Ich lachte. Wöchentliche Sitzungen beim Psychoanalytiker? Ich wurde auf meine alten Tage noch amerikanisch.

Ich stand an der Straße und wartete auf den Bus, der wie so häufig Verspätung hatte. Ich rauchte eine weitere Zigarette und rief bei Widow's Son an, um mich zu entschuldigen. Tatsächlich erschien ich schon kurz nach zehn im Büro, wo mich Bea mit einem Stapel Entwürfe erwartete, die bis Ende der Woche überarbeitet werden mussten. Ich seufzte und begann mit der Arbeit.

10

Den folgenden Mittwoch entschuldigte ich mich bei Gabriel und schlug vor, dass wir uns in Zukunft doch freitags betrinken sollten. Er lachte und fragte, ob es sich dabei um eine Empfehlung meines Arztes handelte. Ich ließ seinen Spott über mich ergehen.

Heute würde ich Robert zum zweiten Mal treffen. Ich fühlte mich wie ein Kind, das sich auf eine besonders spannende Lektion in der Schule freute. Ich zündete ein paar Räucherstäbchen an, die ich heute spontan auf dem Markt kaufte, und wartete auf seinen Besuch. Als Robert gegen elf Uhr an der Türe klingelte, stürzte er förmlich in den Flur und fing umgehend an, auf mich einzureden.

„Guten Abend, Alfred. Wir wollen nicht um den heißen Brei herumreden, dir ist dein Problem ja schon bewusst: Du hast den Zugang zu dir selbst verloren, du hast vergessen, wer und was du bist. Deine Identität ist kompromittiert. Aber das kriegen wir schon wieder hin. Es sind eine Reihe von

Schritten – wir können dir nicht sagen, wie viele – und du wirst einiges wagen müssen, was aber ganz in deinem Sinne sein dürfte.“ Robert schritt selbstsicher durch die Wohnung, als würde sie ihm gehören. Wie letzte Woche trug er einen Navy-Blazer und eine rote Krawatte zum weißen Hemd – die englische Uniform, wie ich es nannte. Ich selbst hatte einen schwarzen Pullover und Cordhosen an.

Robert blieb vor einem Bücherregal stehen und blätterte durch einen Bildband der „Körperwelten“-Ausstellung. „Einige sagen, dass der erste Schritt der schwierigste sei, aber das ist nur die halbe Wahrheit. Du wirst dich noch früh genug daran erinnern. Wir sind ziemlich sicher, dass du die Sache heil überstehen wirst.“ Er stellte das Buch zurück ins Regal und wandte sich mir lächelnd zu. „Ziemlich sicher.“

Ich ignorierte die Spitze. „Ich habe schon vieles versucht, aber nichts hat wirklich funktioniert. Entspannungsübungen nicht, Alkohol nicht, Medikamente nicht. Was kann ich noch tun?“

„Dich selbst finden. Dich selbst in allen Aspekten akzeptieren und deine Persönlichkeit, nein, deine Identität, vervollständigen. So schwierig ist das auch nicht zu verstehen, oder?“

„Ja, es ist alles so einfach! Dass ich da nicht früher darauf gekommen bin! Und du kannst mir da sicher helfen, kostet mich auch nur ein paar tausend Pfund und meine Seele!“ gab ich zurück. Ich war sauer auf mich, sauer darauf, Robert eingeladen zu haben. Er war doch nur einer dieser Esoterik-Abzocker, die ich mit meiner Arbeit bei Widow's Son mehr schlecht als recht bekämpfte.

Zu meiner Überraschung lachte Robert. „Nein, nein, mach dir keine Sorgen. Wir gehören nicht zu der Sorte. Helfen kannst nur du dir, wir können dir nicht mal wirklich den Weg weisen. Du kennst den Weg, du schlägst dir einfach vor

verschlossenen Türen den Kopf ein. Wir können dir die Pforten auch nicht öffnen, aber wenigstens können wir dir sagen, dass da eine Türe IST, die DU öffnen kannst. Aber dazu müssen wir erst deine gegenwärtige Situation betrachten.“

Ich stieß resigniert Luft durch meine Nase aus. Dann nickte ich. „Bitte, mach es dir bequem. Etwas zu trinken?“

„Danke. Und ja, ein Glas Wasser wäre gut.“

Robert setzte sich in den weichen Sessel. Gerader Rücken, die Füße schulterbreit auf dem alten Parkettboden abgestützt. Eine Schwade des Räucherwerks schwang um seine vollen, fast weiblich wirkenden Lippen, kräuselte sich um seine Nase und stieg ihm in die Augen. Er blinzelte irritiert, dann lehnte er sich vor und sprach in dieser sonoren, tiefen Stimme, welche mich schon am Telefon aufhorchen ließ. Heute wollte er wohl wirklich direkt zur Sache kommen.

„Also ... möchtest du anfangen?“

„Na sicher doch.“

„So sei es.“

*

Das Gespräch dauerte bereits zwei volle Stunden, in denen Robert tiefer bohrte, als es mein Psychiater jemals getan hatte. Und ich wurde immer betrunkenener. Ich erzählte ihm alles über mich, meine Jugend, Eva, meine gegenwärtige Unzufriedenheit und Langeweile, die Halluzinationen ... alles. Ohne Robert wirklich zu kennen, schüttete ich ihm mein Herz aus. Es war mir

völlig unverständlich, weshalb ich ihm so sehr vertraute, aber es fühlte sich richtig an. Schicksal.

„Was genau stört dich denn an dieser einen Halluzination, dass du nach zweieinhalb Jahren noch immer darüber nachdenkst?“ fragte mich Robert nach einer Weile.

„Bitte? Das war traumatisch! Und dann quälten mich immer wieder Flashbacks, insbesondere diese Nacht bei Eva. Und du wunderst dich, dass ich mir noch immer darüber den Kopf zerbreche?“

„Ja, wir wundern uns.“ Robert trank einen Schluck Wasser und lehnte sich zurück. „Lass uns die Frage anders stellen. Du hast uns erzählt, dass du seit einer Weile nicht mehr echt halluzinierst“, Robert lächelte, „aber deine schwächeren Halluzinationen, diese Pseudo-Halluzinationen, immer genossen hast. Was hat nun das ... halluzinatorische Zerfleischen deiner Freunde bei dir genau bewirkt, dass du noch immer ein Problem damit hast? Und das trotz jahrelanger Behandlung und dem Ausbleiben weiterer Visionen?“

Ich füllte ein neues Glas Portwein und dachte nach. Zögernd gab ich Antwort. „Es sind zwei Dinge. Ich frage mich, ob es wirklich eine Halluzination war und nicht so etwas, wie du es nennst, eine Vision. Da gebe ich Stephans Andeutung die Schuld, auch er sprach immer von Visionen. Ich frage mich aber auch, ob ich ohne Medikamente nicht noch weitere solche Gesichte gehabt hätte, ob ich sie dann besser lesen, verstehen, vielleicht auch steuern könnte. Aber viel mehr gibt mir die Sache mit Eva zu denken. Denn bei der Halluzination in ihrer Wohnung ...“, meine Stimme wurde leise, „... es hat mir Spaß gemacht, tief drinnen. Erst, als sich mein alkoholbetäubtes Moralverständnis wachrüttelte, wurde es zu einem Horrortrip. Aber ich wollte

ihr so nahe wie möglich sein, und das war ich in dem Moment ... es kommt mir rückblickend so vor, als ob das Flashback mir etwas zeigte, was in mir steckt, ich aber ich nie herauslassen würde.“

Robert grinste. „Und was ist daran so verwerflich? Es passte zu dir, es war Teil von dir. Eigentlich magst du, was du bist, auch wenn ein Teil von dir dagegen rebelliert. Du sollst dich als das akzeptieren, was du bist, mit allem Guten und allem Schlechten.“ Er sah nachdenklich aus. „Diese Aspekte sind alle Teil deiner Identität. Du kannst deine dunklen Seiten nicht einfach ignorieren. Wenn du diese Teile verneinst, setzt du dich selbst unter Druck. Kein Wunder, wenn sich die Splitter deiner Persönlichkeit dann durch Visionen Gehör verschaffen möchten; immerhin bist du eine recht phantasievolle und kreative Person. Und genau DA musst du ansetzen! Nicht verneinen, sondern im vollen Umfang akzeptieren. Die Teile deiner Identität sehen, verstehen und in dich aufnehmen. Glaube uns, das hier ist noch Kinderkram. Dein Problem geht bedeutend tiefer als einfache Gewaltphantasien.“

„Wie meinst du das?“ fragte ich Robert. Ich zündete mir eine Zigarette an und kuschelte mich an ein Kissen auf dem Sofa.

„Die Gewaltphantasien sind Teile deiner Persönlichkeit, könnte man sagen. Diese Persönlichkeit selbst ist jedoch schon zersplittert – oder eher – ein Ausdruck einer zersplitterten Identität. Du bist nur noch ein Schatten deiner selbst, nicht mehr das, was du vor Jahren warst. Und selbst diese frühere Identität, die du hattest, war unvollständig. Du hattest noch nie eine echte Identität, nur eine fabrizierte Persönlichkeit und den Drang, das zu ändern.“

Das war ein starkes Stück. Ich trank meinen Portwein aus und goss mir gleich noch ein Glas nach. „Hmm. Damit könntest du recht haben. Immerhin bin ich wegen einer Persönlichkeitsstörung in psychiatrischer Behandlung ...“

„Bullshit!“ unterbrach mich Robert wütend. „Wenn das eine ‚Persönlichkeitsstörung‘ ist, dann dürften sich neunundneunzig Prozent der Menschen behandeln lassen. Der Fall liegt ganz anders. Du warst dir schon immer unterschwellig deiner fehlenden Identität bewusst. Weshalb hast du sonst in deiner Jugend ständig deine Interessenfelder gewechselt? Weshalb warst du die eine Woche Metal-Fan, die nächste Jazz, dann plötzlich auf Disco versessen? Weshalb ständig neue Studienfächer, weshalb andauernd Romanzen, die nie weiter als bis zu einem gemeinsamen Abendessen gingen? Und dann, nach deinem Studium, immer wieder andere Arbeitgeber, andere Hobbys, andere Interessen ...“ Er ließ sich in seinen Sessel zurückfallen. „Du warst auf der Suche, weil du mit dir unzufrieden warst. Du kanntest dich selbst nicht, also hast du dich in Oberflächlichkeiten geflüchtet, suchtest deine Identität im Beruf und warst damit auch nicht zufrieden. In deiner Jugend warst du einfach flexibler und versuchtest kreativer, deine Identität zu finden, was aber nie geklappt hat. Mit den Jahren wurdest du dann störrischer, und der Kern deiner inneren Zerrissenheit kann sich jetzt einfach nur noch durch Halluzinationen und Blackouts bemerkbar machen. Das geschieht insbesondere mit dem Fokus auf zerbrochene Beziehungen, das Alleinsein. Dabei hattest du vor vier Jahren schon Stephan nach einer brauchbaren, wenn auch ziemlich drastischen Lösung für dein Problem gefragt.“

„Was habe ich? Wovon sprichst du?“

„Wir gaben dir letzte Woche einen Hinweis. Wahrscheinlich bist du nur mal wieder zu betrunken, um dich zu konzentrieren ... wobei auch dein

Alkoholismus nur ein Ausdruck deiner Zerrüttetheit darstellt, aber da sagen wir dir sicher nichts Neues.“

„Hmpf“, stieß ich aus. „Aber was soll ich denn machen? Wie soll ich mich selbst wiederfinden, wenn du jetzt sagst, dass ich gar nie eine echte Identität hatte, die ich wiederfinden könnte? Ein Teil von mir scheint ja ganz zufrieden mit meiner Lebenssituation, sonst würde ich doch wie in meiner Jugend rebellieren. Dennoch bin ich im großen und ganzen unzufrieden mit mir selbst. Ich habe auch schon an Selbstmord gedacht. So kann es doch nicht weitergehen.“

„Vielleicht ... ja. Lass uns doch nächsten Monat in die Schweiz fliegen. Ich glaube, du wirst dann besser verstehen, was mit dir los ist.“

Ich war aufgebracht. „Und was soll das bringen? Weshalb bringe ich nicht meinen Arsch hoch und ändere etwas an meiner Situation? Weshalb das Selbstmitleid und die Selbstzerstörung? Sicher nicht wegen der Schweiz, oder? Weshalb habe ich das unbändige Verlangen danach, diejenigen zu verletzen, die mir am nächsten stehen, die am meisten auf mich vertrauen? Wegen der Schweizer direkten Demokratie? Den Alpen? Ich glaube kaum!“ platzte es aus mir heraus. „Weshalb muss ich alles Gute und Schöne auf meinem Weg vernichten? Weshalb nur? Weil ich mir meiner Identität nicht sicher bin? Um mich zu bestrafen, um mir selbst zu schaden? Suizid auf Raten?“

Erregt sprang ich aus meinem Sessel und marschierte den Raum hoch und runter. „Das ist unerträglich. Ich zerstöre mich, langsam aber kontrolliert mit Alkohol und Tabak und dem Verlust von Freunden. Habe ich nicht den Mut dazu, Selbstmord zu begehen und so andere Leute nicht auch noch zu schädigen? Ist das hier“, ich fuchtelte wild mit meinen Händen herum, zeigte auf meinen Drink und die Zigarettenpackung, „mein feiger Weg, endlich ins

Gras beißen zu können? Fehlt mir der Wille, bin ich einfach zu faul, das Ganze ein für allemal hinter mich zu bringen? Was mache ich nur?“

Robert nickte mir ruhig zu, als würde er auf den Rest der Geschichte warten.

Ich beruhigte mich ein wenig. „Ich stamme aus einem gewöhnlichem Elternhaus. Bin ich dazu geboren, gewöhnlich zu sein? Habe ich Angst davor, gewöhnlich zu bleiben? Ist das alles ein verzweifelter Versuch einer letzten Rebellion gegen meine Gewöhnlichkeit, waren die Halluzinationen tatsächlich nicht Ausdruck einer psychischen Krankheit, sondern ein Aufbegehren meines Unbewussten, nicht ZU gewöhnlich zu werden? Oder ermöglicht mir mein gewöhnlicher sozialer Hintergrund, höher aufzusteigen, als ich es als ein Mitglied einer anderen Klasse könnte? Eine Voraussetzung für meinen Weg? Komme ich weiter als andere, weil ich so nichtig und gewöhnlich bin? War die Nürnberg-Halluzination so etwas wie ein Wink mit dem Zaunpfahl, dass da noch mehr ist und ich nach Höherem streben sollte? Der größte Wecker des Universums? Will ein Teil von mir vielleicht DOCH Karriere machen und ist es satt, sich von Job zu Job zu schwingen und mit oberflächlichem Pipapo wie einer schönen Wohnung, einem schicken Wagen und der Golduhr am Hangelenk ruhiggestellt zu werden?“

Robert war amüsiert. Wahrscheinlich fragte er sich, wie ich nach dem achten Glas Portwein gestikulieren würde. Ich entschied, es darauf ankommen zu lassen, goss mir einen weiteren Port ein und fuhr fort.

„Oder aber, hinter meinen Halluzinationen steckt tatsächlich mehr. Aber wenn ich mir das eingestehe ... Es ist zu einfach. Sobald man akzeptiert, dass das Unwahrscheinliche passieren kann, sieht man es überall um sich herum. Wenn man einmal die Möglichkeit in Betracht zieht, dass Verschwörungstheorien richtig sein könnten, Magie sowie Wunder existieren

und Gott direkt eingreift ... dann ist es plötzlich wahrscheinlich. Man lebt in einer Welt von Symbolen und verpasst die Realität. Und ja, da stehe ich zur Zeit. Ja. Ich bin davon überzeugt, dass mehr hinter der Halluzination steckt als nur ein gestörter Verstand“, gab ich, von mir selbst überrascht, zu. „Das war eine Vision, ein Zeichen. Ich hatte eine Vision vom Abbruch meiner Freundschaften, und so ist es gekommen.“

Robert blieb stumm. Mistkerl. Saß einfach nur da und konsumierte Leitungswasser. Ich fasste mich und hob mein Glas zu einem sarkastischen Toast. „Auf den großen Port ... den Gott des großen ... den großen Wein Gottes ... Herrgott noch mal, auf den großen Gott des Portweines!“

Robert applaudierte, während ich gemächlich in mich zusammensank und auf dem schäbigen Perserteppich einnickte.

„Der große Wein Gottes ist allerdings auch nicht zu verachten“, sagte Robert leise. „Hochprozentig und fühlt sich wie himmlisches Feuer an.“

Ich grunzte noch ein letztes Mal und verlor das Bewusstsein.

11

Die zweite Säule lag schon lange hinter mir, und ich machte mich auf, Neuland zu erforschen. Ich war noch nie so weit vorgedrungen und war aufgeregt. Die zweite Säule sah aus wie die erste, nur noch massiver und majestätischer und mit bedeutend weniger Pilgern auf den Kurven. Würde der dritte Turm ein noch größerer Bruder sein? Und wie viele Pilger mochten den Weg zur Spitze der Säule verfolgen?

Ich war nicht allein auf meinem Weg. Weit zu meiner Linken und meiner Rechten konnte ich dutzende weiterer fliegender Träumer sehen, welche pfeilschnell zur dritten Säule schossen. Manche Träumer blieben zurück, weil sie wohl aufgewacht waren, und nicht wenige fielen wie Steine vom Himmel, durch Unglauben ihrer Flugfähigkeit beraubt. Die Mehrzahl jedoch hatte ein klares Ziel vor Augen und verfolgte es mit großem Enthusiasmus. Ich wollte mit einem der anderen Träumer sprechen. Nach einigen Minuten erreichte ich den fliegenden Träumer zu meiner Linken. Oder, wie sich herausstellte, die Träumerin.

Ich fragte sie: „Kalt ist es hier, nicht wahr?“ Sie blickte über ihre Schulter und nickte mir zu. „Sind Sie schon lange unterwegs? Waren Sie schon mal an der dritten Säule? Wie ist es so?“ bohrte ich nach.

„Säulen? Was für Säulen? Ich bin auf dem Weg zur dritten Oase der K'angali, wo mich die nächste Prüfung erwartet“, gab sie zurück. Ich war überrascht. Sollte etwa jeder Träumer eigenen Konzepten folgen? Waren die Säulen, diese

Türme, einfach nur meine eigene Art und Weise, das Dahinterliegende, Grundsätzliche zu verstehen und in Traumbilder umzusetzen?

Ich fragte nach. „Oasen? Das ist ja hübsch. Ich selbst reise zu verschiedenen Säulen. Aber ich denke, dass wir dasselbe verfolgen. Wir träumen es einfach nur unterschiedlich.“

Sie starrte mir entsetzt ins Gesicht. „Traum? Das ist ein Traum? Oh mein Gott!“ Und sie fiel jammernd in die Tiefe, um sich nur wenige Meter über dem Boden in Luft aufzulösen.

Sie war wohl aufgewacht. Pech.

Ich flog weiter und fühlte mich ein klein wenig schuldig. Offensichtlich war sie sich nicht darüber im klaren gewesen, dass sie träumte, und die Erkenntnis ließ sie abstürzen. Mein Traum war jedoch, wie so häufig, gelenkt und bewusst. Darum ging es doch beim luziden Träumen. Aber weshalb konnte ich den Weg fortsetzen, obwohl ich wusste, dass ich träumte? Vielleicht hatte ich es einfacher, eben WEIL ich wusste, dass ich schlief, und mir dieses Gefühl vertraut war. Ich konnte entspannter träumen als die Abgestürzte; es war nicht nötig, dass ich mich dieser Realität voll und ganz hingab. Alles war schließlich eine Frage der Kontrolle.

Und wieder fragte ich mich, ob ich mir mit den antipsychotischen Medikamenten interessante Möglichkeiten in der Wach-Welt verbaute.

Egal.

Ich erreichte die dritte Säule gerade noch rechtzeitig, konnte sie fast berühren, aber dann schrillte der Wecker. Ich war nicht wütend sondern voller Tatendrang. Zeit für einen weiteren Arbeitstag.

*

Die letzten Wochen verbrachte ich wie jeder gewöhnliche Arbeiter: Ich erledigte meine Aufgaben, traf mich mit Freunden auf ein paar Biere, schluckte meine Medikamente ... und konnte endlich aufhören, über verpasste Chancen nachzudenken. Ich fühlte mich besser denn je; es war, als ob sich meine Zukunft bereits gezeigt und ich einfach dem vorherbestimmten Pfad zu folgen hätte.

Robert sah ich seit seinem zweiten Besuch nicht mehr. Er rief mich zwar an, aber nur, um mir immer wieder klarzumachen, wie wichtig die Reise in die Schweiz sei. Er wollte mich bis dahin nicht mehr sehen.

Robert faszinierte mich, aber gleichzeitig war ich auch beunruhigt. Irgend etwas stimmte nicht mit ihm. Ja, ich fühlte mich in seiner Gegenwart wohl, aber etwas an ihm war ... falsch. Ja. Falsch.

Ob ich in derselben Situation wie der Protagonist in „Fight Club“ steckte und es sich bei Robert nur um eine psychotische Projektion meiner selbst handelte? War es nicht so, dass Dr. Garland in Betracht zog, dass ich an dissoziativer Identitätsstörung leiden könnte? Zu passend ... der dissoziative Alfred, der sich einen imaginären Freund erfindet, bei dem er seine Sorgen abladen und über sich selbst nachdenken kann. Ich würde Dr. Garland beim nächsten Termin darauf ansprechen. „Psychoanalyse braucht Zeit“, meinte er, aber ich hatte das Problem, dass ich mich kaum noch an meine Kindheit erinnern konnte und sich das ganze entsprechend zu einer Zangengeburt entwickelte. Meine Jugend? Kein Problem. Aber, als ich fünf Jahre alt war? Wurde ich als Kind geschlagen? Wie war mein Verhältnis zu meinem Vater? Keine Ahnung. Außerdem interessierte mich meine Vergangenheit nicht

wirklich ... In zwei Gesprächen mit Robert lernte ich mehr über mein ich, jetzt, als in sieben Monaten seelischer Archäologie beim Psychiater.

Widow's Son wollte mir noch mehr Arbeit aufbürden: Als Chefredakteur der englischen Abteilung war Herr Janos auf dem Papier mein Vorgesetzter, und er glaubte offenbar, dass er mich deshalb als Sekretär benutzen durfte. Ich war misstrauisch und beschwerte mich über diese Impertinenz, fügte mich aber nach einer Weile meinem Schicksal. Was zählte, war der Urlaub, und ich bekam zwei Wochen am Stück. Natürlich sollte die Reise in die Schweiz gehen, wie hätte ich Roberts Vorschlag ausschlagen können?

„Na, dann wünsche ich dir viel Spaß in deiner Heimat, Alfred“, meinte Bea. Sie schien enttäuscht, ganz so, als ob sie sich erhoffte, dass ich meine wertvollen freien Tage mit ihr verbringen würde. Hach, die Jugend. Noch vor zehn Jahren hätte ich genauso gehandelt, wie sie es sich von mir erhoffte. Ich wirkte jugendlicher auf sie, als ich es tatsächlich war. Vielleicht sollte ich mir einen Bart wachsen lassen ... Man sagt bärtigen Männern zwar nach, dass sie unnahbar und etwas zwielichtig seien, aber mein Babyface hatte offensichtlich auch seine Nachteile. Bea verhielt sich wie ein Teenager; schlimmer noch – sie erwartete von mir, dass ich mich wie ein Jüngling aufführte und impulsiv und emotional reagierte. Kein Wunder, dass Gabriel sie verlassen hatte. Aber als ich so darüber nachdachte – was könnte impulsiver sein, als auf Anraten eines mir kaum bekannten Menschen in den Urlaub zu fahren? Vielleicht war ich doch jünger geblieben, als ich glaubte.

„Danke, Bea“, antwortete ich, meine Augen auf den Tisch vor mir gerichtet und die Stirn in Falten gelegt. Zur Beschreibung des Papierberges auf meinem Schreibtisch hätte man Maßeinheiten aus der Astronomie entleihen müssen. Ich seufzte und wartete, bis Bea mein Büro verließ, dann warf ich sämtliche

Dokumente in den Papierkorb. Der Papierkorb – ein Ablagefach mit unbegrenztem Fassungsvermögen.

„Wo geht es denn genau hin?“ fragte Bea während der Kaffeepause, und mir schien, als ob sie etwas nervöser als sonst war. Als würde sie noch immer auf eine Reaktion von mir hoffen. Und wieder schien sie zu lauschen, etwas ganz Leises zu hören, das mir entging.

Ich klopfte sorgfältig die Asche von meiner Zigarette und antwortete in einem seichten Tonfall. „Ich werde wohl meine Familie in der Schweiz besuchen. Na ja, Familie ist übertrieben, denn ich werde lediglich meine Schwester treffen, falls sie Zeit hat. Aber nach zwei Jahren zieht es mich doch wieder in die Gegend zurück, wo ich aufgewachsen bin.“ Ich lächelte. „Ich bringe dir auch etwas typisch Schweizerisches mit, wenn du schön artig bist.“

„Du willst mir eine Uhr schenken? Oder gar einen Nazigoldbarren?“ Sie lachte über ihren schwachen Witz.

„Nein, das wäre doch etwas übertrieben“, antwortete ich. „Aber für eine Toblerone dürften meine Geldmittel noch ausreichen.“

Bea rümpfte ihre Nase. „Schokolade? Euer Schweizer Zeug schmeckt mir nicht so. Viel zu süß und viel zu klebrig für meinen Geschmack.“

„Dann stell sie in deine Vitrine, neben die Kristall-Figürchen und den goldenen Brieföffner, den du von deiner Mutter geerbt hast“, lachte ich. Auch Bea lachte, und als sie mich überraschend an sich drückte, wünschte auch ich ihr erholsame Tage.

*

„Du fährst also in die Schweiz? Hast du Heimweh?“

Ich saß mit Gabriel in unserem Stammlokal, dem „Noble Dubliner“ im Londoner Stadtteil Kensington, vor mir ein großes Glas Guinness und eine Schale mit Erdnüssen. Weshalb nur servierte man in Pubs immer Erdnüsse zum Bier? Der Zyniker in mir beantwortete die Frage mit „Damit man durstiger wird und mehr Getränke bestellt“.

„Ich war jetzt schon seit über zwei Jahren nicht mehr in der Schweiz, Gabriel. Das gleicht einem Sakrileg.“

Gabriel paffte an seiner Mentholzigarette und schüttelte leicht den Kopf. Auch nach all den Jahren, in denen ich Gabriel kannte, war ich immer noch über seine Rauchgewohnheiten erstaunt. Heavy-Metal-T-Shirts, und dann alle Jubeljahre eine Mentholkippe. Es gibt schon eigenartige Menschen auf diesem Planeten. Und alle scheinen sie Psychologie studiert zu haben. Jedenfalls machte er nicht den Eindruck auf mich, als ob er sich über das drohende Rauchverbot in Pubs, das im Sommer eingeführt werden sollte, große Sorgen machte.

Gabriel nahm einen Schluck von seinem Bier. „Wann hast du überhaupt das letzte mal Urlaub genommen? Zu Weihnachten, nicht?“

„Nein, über Weihnachten habe ich gearbeitet. Im Januar sollte ja die Spezialausgabe des Magazins rauskommen, mit Texten zum neuen Jahr. Schade, dass das ins Wasser fiel, die zusammengetragenen Artikel waren recht interessant.“

„Nostradamus?“ fragte mich Gabriel.

„Ja, natürlich auch ein wenig über DEN alten Spinner. Aber der Hauptartikel drehte sich um den Maya-Kalender, dass er zyklisch ist, nix da

mit Weltuntergang und so weiter in ein paar Jahren. Ich kann dir den Text gern zuschicken, wenn du magst.“

„Nein, lass ruhig. Ich habe genug mit meiner Dissertation zu kämpfen.“
Pause. „Weshalb hast du eigentlich nie deinen Doktor gemacht? Du hättest doch beste Voraussetzungen dafür gehabt, und warst schon fast mit der Doktorarbeit fertig. Du hast es mir sicherlich schon mal erklärt, aber das Bier ...“

Wir lachten, und ich bestellte eine weitere Runde. Der Wirt zapfte gemütlich zwei Glas und stellte sie, zusammen mit einer neuen Schale Erdnüsse, auf die Biermatte vor uns. Wir stießen an, und ich überlegte mir, wie ich diesen schwarzen Fleck in meinem Lebenslauf erklären könnte. Ich entschied mich für den direkten Ansatz.

„Die Uni wurde langweilig“, sagte ich. „Und als ich dann ein Semester lang als Assistent arbeiten durfte ... fiel mir auf, dass ich eigentlich gar nicht Akademiker sein wollte. Okay, dass ich nicht als Lehrer arbeiten wollte. Aber ein wirklicher Unterschied bestand zwischen diesen beiden Dingen nicht, jedenfalls nicht in meinem Studiengebiet.“

Gabriel zog eine Augenbraue hoch. „Wie meinst du das?“

„Nun ja, schau’s dir mal an. Welche Berufe stehen jemandem mit einem Doktor in Literatur offen? Wohl nur Dozent; alle anderen Positionen können größtenteils gar ohne Diplom erreicht werden. Ich bin das perfekte Beispiel: Ich wurde Redakteur eines Magazins, obwohl ich noch nicht mal einen der hier üblichen Master-Titel habe.“

„Wie wahr, wie wahr“, stimmte mir Gabriel zu. Dann starrte er die große Schiefertafel hinter der Bar an, auf der das Tagesmenü gekritzelt war. Noch

immer die Kreideschrift fixierend, erzählte er mir von seiner Dissertation.

Respektive von seinen Problemen mit der Dissertation.

„Ich bin mir nicht sicher, ob ich meine Arbeit abschließen werde, Alfred. Ich habe meinen Master in Psychologie, das reicht eigentlich aus. Wozu noch den Doktor machen? Kein Mensch interessiert sich dafür, ob sein Psychotherapeut einen Dokortitel hat oder nicht. Oder hast du Garland nach diesem Kriterium ausgesucht?“

Ich schüttelte den Kopf. „Nicht direkt. Aber du weißt ja, dass ich jeden Psychiater einem Psychologen vorziehe, so steht da automatisch ein M.D. mit dabei. Ich mag es einfach lieber so ... nur schon wegen den lustigen Pillen, die ich dann konsumieren darf.“

Aber Gabriel hörte nicht richtig zu und fuhr unbeirrt fort. „Manchmal frage ich mich, ob Gabriel wirklich Doktoranden-Material ist. Bin ich überhaupt für das Studium geeignet? Weshalb will ich den Doktor machen? Als ich mit dem Psychologie-Studium begonnen hatte, war es aus reinem Interesse an der Sache. Ich wollte verstehen, wie Menschen funktionieren, und dann helfen, wenn es das nicht mehr tut. Aber mittlerweile habe ich alles gelernt, was mich die Universität lehren kann, und durfte feststellen, dass die graue Theorie höchstens Anhaltspunkte liefert, aber sicher keine Erklärungen. Schon die Master-Prüfung war Selbstzweck, und der Doktor? Will ich mich so definieren? Dr. Gabriel? Brauche ich diese Selbstbestätigung? Bin ich nicht als Person gut genug, dass ich keinen Wisch brauche, der belegt, dass ich etwas wert bin? Mache ich das alles nur, um meine Eltern glücklich zu machen?“ Resigniert ließ er den Kopf hängen. Ich jedoch war wie vom Donner gerührt.

„Gabriel, lach jetzt bitte nicht, aber ein sehr verwandtes Thema besprach ich vor ein paar Wochen mit der Person, die mich in die Schweiz begleiten

wird.“ Ich starrte in mein Bier. „Dieser Robert ließ mich erkennen, dass ich mich als Redakteur nicht wohler fühle als als Hilfsarbeiter, als Arbeitsloser nicht schlechter als als Millionär. Er zeigte mir auf, wie ich mich von Job zu Job hängele, nur weil ich mit mir selbst unzufrieden bin. Er erklärte mir, wie ich mich an Oberflächlichkeiten festhalte, nur weil ich mit mir selbst nicht klar komme.“

Gabriel runzelte die Stirn. „Und deswegen fährst du mit einem Fremden in den Urlaub? Ich hatte dir ja versprochen, dass du hier schnell Ablenkung von Eva finden würdest, aber dass du gleich das Ufer wechseln würdest, hätte ich nicht gedacht.“

Ich wedelte ab. „Nein, nein, das ist rein gar nichts Sexuelles. Ich kenne diesen Robert doch kaum. Aber er scheint mir eine interessante Person zu sein, und er kennt mich nach zwei Treffen schon besser, als meine Psychiater nach Monaten.“ Ich nahm einen großen Schluck Bier zu mir und wischte meinen Mund mit dem Handrücken ab. „Vielleicht bin ich verrückt, aber ich glaube, dass mir Robert vieles beibringen kann. Außerdem ist da ja noch die Sache mit dem Mysterium.“

„Mysterium?“ fragte Gabriel etwas gelangweilt. Na ja, sein viertes Pint heute Abend. Das konnte ich ihm verzeihen.

„Ja, Mysterium. Als wir uns das erste Mal trafen, meinte er, dass er auf mich gewartet hätte. So, als ob wir alte Freunde seien, die sich über die Jahre aus den Augen verloren hatten.“ Ich zündete mir eine Zigarette an. „Wenn ich es mir so überlege, könnte das sogar stimmen. Vielleicht gehörte er ja zu der englischen Familie, die ich in meiner Kindheit zum Nachbarn hatte? Ich kann mich nicht so richtig an die Zeit erinnern, aber wer weiß? So oder so verspreche ich mir interessante zwei Wochen in der Schweiz.“

„Wie du meinst“, sagte Gabriel und drückte seine Menthol-Scheusslichkeit aus. „Ich muss jedenfalls langsam los. Morgen ist Familien-Treffen angesagt.“ Er zitterte ein wenig beim Gedanken daran, seinen Vater über den Stand seiner Dissertation zu informieren.

Wir tranken unsere Biere aus, bezahlten und verabschiedeten uns für die nächsten zwei Wochen. Morgen würde es in die Schweiz gehen.

12

Ich erwischte den Zug nach Chur in letzter Minute. Ich stand im Speisewagen und schnappte nach Luft, als ich Robert am Ecktisch erblickte. Ich winkte ihm zu, wuchtete meine Tasche in die Ablage und ließ mich ihm gegenüber in den bequemen Sessel fallen. Ich bestellte eine Tasse Kaffee und wartete darauf, dass Robert die Stille unterbrechen würde.

„Die Qualität hat wirklich nachgelassen. Schau dir das an. Schau dir das einfach mal an.“ Robert fuchtelte mit der billigen, laminierten Speisekarte. „Suppe, belegte Brote, Kaffee. Wir erinnern uns noch gut an die Zeit, als man auf Schweizer Zügen ein richtiges Mittagessen bestellen konnte. Sogar Fondue war im Angebot!“

Ich lachte. „Auf manchen Strecken ist das noch immer so. Nur leider nicht mehr auf dieser Linie. Aber erkläre mir bitte noch einmal, Robert, weshalb wir in der Schweiz sind. Sicherlich nicht wegen den kulinarischen Genüssen, oder?“

„Natürlich nicht, Alfred, sei nicht lächerlich.“ Robert spielte mit einem ungeöffneten Kaffeerahm-Behälter und ließ ihn schließlich in seine Tasse fallen, wo er wie ein besonders hässlicher Fisch am Grund eines schwarzen Teiches lauerte. „Wir sind aus genau einem Grund hier: Damit du dich erinnern kannst und hoffentlich auch verstehen wirst, was das hier“, er zeigte abwechselnd auf sich selbst und mich, „zu bedeuten hat. Ergo, lass uns zuerst mal das Offensichtliche aus dem Weg räumen.“ Er lehnte sich zurück und verschränkte die Arme über seinem Blazer.

„Du bist nicht wirklich ... ganz real, oder?“

Robert nickte mir still zu. „Mach bitte weiter.“

Ich schluckte Kaffee. „Na ja, mit ‚real‘“, ich machte meine übliche Gänsefüßchen-Geste, „meine ich nicht unbedingt, dass du nicht existierst. Offensichtlich bist du für mich real. Aber irgendwie scheint nie jemand von dir Notiz zu nehmen, außer mir, was schon sehr eigenartig ist. Dann hast du angedeutet, dass du mich von früher her kennst, und ich kann mich partout nicht erinnern. Und: Ich glaube, dass du in einem meiner Träume warst, aber du sahst anders aus. Ein Ballsaal auf einem Berg in einer Einöde? Und du warst ein Scheich?“

Ein kaltes Lächeln flitzte über Roberts Gesicht, aber er unterbrach mich nicht.

Ich fuhr fort. „Also, das bedeutet entweder, dass ich noch irrer bin, als ich es von mir selbst geglaubt hätte; dass du eine Art Geist oder Dämon oder Engel bist, der von niemandem sonst gesehen werden kann; oder dass du so was wie eine, hmm, Visualisierung von etwas bist, was ich unbewusst wahrnehme.“ Ich schlürfte Kaffee. „Aber egal, was oder wer du bist, die wichtige Frage bleibt: Weshalb bist du hier?“

Robert lehnte sich vor und stützte seine manikürten Hände wie zum Gebet gefaltet auf dem Tisch ab. Seinen Gesichtsausdruck konnte ich unmöglich einschätzen. Amüsiert? Verärgert? Enttäuscht? Froh? „Wir dürfen in der Sache nicht allzu klar und deutlich sprechen“, sagte er mit einer leisen, ausdruckslosen Stimme. „Wir könnten dir erzählen, dass wir Legion seien. Und dein über-gebildetes Hirn wird dann mit einer unsinnigen Bibelstelle kommen, womöglich noch einer mit einem Schreiner drin.“ Etwas mit Krallen blitzte kurz in Roberts blauen Augen auf. „Und nein, wir waren nicht auf dem Berg, du musst einen unserer ... Geschäftspartner getroffen haben. Nicht gut,

gar nicht gut, aber andererseits hast du es überstanden ... Das Dilemma in diesem Spiel ist, dass – egal was wir auch sagen – du es automatisch in Bezug zu deinem beträchtlich verworrenen Netzwerk an Informationen und Erfahrungen rationalisieren wirst. Dein ‚Wissen‘.“ Mit einem fiesen Grinsen kopierte er perfekt meine Gänsefüßchen. „Das heißt also, dass wir uns unglücklicherweise nie vollkommen offenbaren können, da niemandem einfach nur erzählt werden kann, wer oder was wir sind, genauso wie niemandem gesagt werden kann, wer oder was er selbst ist. Du wirst das für dich selbst herausfinden müssen. Was uns wieder zum Anfang unseres Gespräches zurückbringt.“ Mit einem weiten Öffnen seiner Arme, was ich allzu dramatisch fand, bezog er nicht nur den Speisewagen, sondern augenscheinlich auch die gesamte Schweiz, gar die Welt, mit ein.

„Damit ich verstehe?“

„Nein, Dummerchen. Um dir Informationen zu geben, welche du eben ohne den Filter deines rationalen Geistes verarbeiten kannst, und die dich so, direkt, näher zur Erkenntnis bringen werden. Wer weiß? Vielleicht wirst du gar den Funken des Göttlichen erleben.“ Robert kicherte und ließ mich noch einen Kaffee für ihn bestellen.

Ich wollte ihn unter Druck setzen, damit er zumindest meine versteckte Hauptsorge ansprechen würde: War ich psychotisch, oder existierte Robert tatsächlich irgendwie, außerhalb der allgemein bekannten Wahrnehmung? Das Aleph, welches mir Robert bei seinem ersten Besuch mitgebracht hatte, war zumindest real genug, aber wer sagte, dass ich die Murmel nicht selbst gekauft und mir dann die Geschichte mit Robert drumrum erdacht hatte? Ich bemerkte, dass er mich aufmerksam beobachtete.

„Was ist?“

„Du machst dir noch immer Sorgen um deinen Geisteszustand, nicht?“
fragte er mit lachenden Augen.

„Naja, natürlich. Und du warst in der Hinsicht nicht sehr hilfreich.“

Robert brüllte vor Lachen und schlug sich auf die Oberschenkel. „Du hast Hilfe erwartet? Oh je, oh je. Wir dachten, du hättest bereits verstanden, dass wir nicht zum Helfen hier sind oder zumindest nicht Hilfe in der Form bieten können, wie du sie dir eventuell vorstellen magst.“

Ich bemerkte, dass niemand im Speisewagen auch nur die geringste Notiz von Roberts Fröhlichkeitsausbruch nahm. Ich grinste. „Also steckst du wirklich nur in meinem Kopf. So also fühlt sich eine Psychose an. Gut zu wissen.“

Robert schaute mich abschätzig an. „So einfach ist es nicht. Aber da dich diese Sache wirklich in ungesundem Maße zu beschäftigen scheint ... Nein, du bildest dir nichts ein. Und ja, du bildest dir etwas ein. Man könnte sagen, dass wir hier wie als eleganter, wenn auch etwas kurz geratener Gentleman auftreten, weil du dieses Erscheinungsbild verstehen kannst und als angenehm empfindest. Deine Ideale gaben uns Form, und wir sind mit dem Ergebnis ebenfalls ganz zufrieden. Andere vor dir steckten uns in das Gewand eines Priesters, wieder anderen erschienen wir als sexy Großmutter; andere nehmen uns so war, wie wir wirklich sind, und erfinden dann alle möglichen, manchmal sehr abstrakten Begriffe, um zu beschreiben, was sie gesehen haben. Dann gibt es noch diejenigen, welche uns gar nicht sehen, sondern lediglich hören oder unsere Nähe spüren. Die anderen Passagiere hier jedoch können uns nicht wahrnehmen, weil wir nicht dafür da sind, dass sie uns wahrnehmen können. Dennoch sind wir real.“ Er trank seinen Kaffee aus und knöpfte sein Jackett zu. „Und wegen des Warum ... das musst du schon selbst

herausfinden. Deshalb reisen wir immerhin bis ins Sarganserland. Und was uns betrifft: Wir werden jetzt erst mal unsere Blase entleeren. Wir sind gleich wieder zurück.“

Ich blickte aus dem Fenster, während Robert sich auf die Suche nach der Toilette machte. Wir fuhren durchs Schweizer Mittelland, aber die Gegend wurde bereits deutlich hügeliger. Wir würden in Sargans aussteigen, einem Gebiet, das noch nicht richtig alpin zu nennen ist, aber bereits echte Berge aufweist. Während ich auf Robert wartete, dachte ich nach. Er war also nicht eine dissoziative Persönlichkeit meiner selbst, kein Tyler Durden. Sondern eine losgelöste Person, die zwar nicht Mensch war, jedoch menschlich genug, dass man ihn als Menschen wahrnahm. Und somit aufs Klo musste. War er mein persönlicher, kleiner Mephistopheles? Oder hatte ich etwas übersehen? Dachte ich, wie von ihm prognostiziert, zu sehr in alten Denkmustern und mir bekannten Kontexten?

Meine Gedanken schweiften wieder zum Aleph. Ich hatte Robert noch immer nicht danach gefragt. Ein Aleph ist der Ursprung von allem, das eine Ding, aus welchem alles erwächst. Wie ein Samenkorn, oder wie ein Funke. Woher hatte er es nur? Und weshalb erkannte ich es umgehend? Ich hatte bisher von den Alephs nur gelesen, nie eines zu Gesicht bekommen. NATÜRLICH hatte ich nie eines gesehen; es ist ein Symbol, eine Sage. Wie der Stein der Weisen oder Excalibur oder eine funktionierende Invalidenversicherung. Aber trotzdem wusste ich sofort, worum es sich handelte, als Robert mir die Murmel übergeben hatte. Ich hätte das Aleph in die Schweiz mitbringen sollen, um Robert damit zu konfrontieren. Jetzt jedoch lag es in einer Schublade in Banbury. Ich brauchte andere Quellen; Stephan

konnte mir sicher weiterhelfen, ich würde ihn bei der nächsten Gelegenheit anrufen. Ja, Stephan ... da war doch was mit Stephan?

Egal.

Robert kam an unseren Tisch zurück. „Das tat gut“, sagte er. „Wir sollten weniger Kaffee trinken. Wie dem auch sei, du hast sicher nachgedacht, nicht?“

Ich nickte und blickte Robert fragend an. „Sag mal, woher hattest du das Aleph? Sicher nicht vom Flohmarkt, oder?“

„Ah, endlich denkst du etwas klarer. Ich sagte ja, dass dir die Reise in die Schweiz gut tun würde.“ Robert lächelte. „Wir haben das Aleph nicht gefunden. Du hast es in Auftrag gegeben, wir haben es dir bloß überbracht.“

Ich schüttelte den Kopf. „Rätselhaft wie immer. Kannst du nicht ein wenig klarer werden?“

„Du solltest wissen, dass das Aleph sowohl Gegenstand als auch Symbol ist“, führte Robert aus. „In diesem Fall symbolisiert das Aleph deinen Wunsch, zum Ursprung zurückzukehren und eins zu werden. Wir sagten ja schon, dass du dich für eine drastische Maßnahme entschieden hast.“

„Aber ich kann mich nicht daran erinnern ...“

„Natürlich nicht. Aber das wirst du schon noch. Und du wirst nicht glücklich darüber sein. Jedenfalls fängt deine Genesung mit dem Aleph an. Ein sehr potentes Symbol, du machst echt keine halben Sachen.“

„Und welche Rolle spielst du dabei?“ fragte ich Robert ungeduldig.

„In dieser Sache bin ich wirklich nichts weiter als der Bote. Großes Indianerehrenwort.“

*

In Sargans war es kühl, nicht sehr überraschend für März, und ich war froh darüber, meinen Wintermantel mitgebracht zu haben. Gleich beim Aussteigen zündete ich mir eine Zigarette an. Über eine Stunde ohne Kippe, kaum auszuhalten. Ich hinterlegte meine wenigen Gepäckstücke in einem Schließfach beim Bahnhof und blickte Robert fragend an. Er lächelte nur und zeigte auf die Schlossruine. Dahin sollte es wohl gehen.

Mein letzter Besuch in Sargans lag sicher gut acht Jahre zurück. Meine Großmutter hatte in der Gegend gelebt, aber seit ihrem Tod hatte ich das Sarganserland gemieden. Die schroffen Berge beeindruckten mich jedoch wie früher, und ich atmete tief ein. Frische Bergluft, gab es etwas Schöneres? Die Sonne hing in einem stahlblauen Himmel, kaum ein Wölkchen trübte die Sicht. Die Gipfel waren weiß, und auch in den schattigeren Plätzen des Ortes lag noch Schnee. Und es war so still! Man hörte zwar fern die Autobahn, respektive die Autos, welche sich zwischen Zürich und Chur bewegten, aber ansonsten regierte hier die Stille. Kein Hupen, keine Vögel, keine spielenden Kinder. Einfach ... nichts. Es war beinahe so, als ob Watte die Gehörgänge verstopfte. Ich fühlte mich isoliert und einsam, obwohl Robert neben mir den Hügel zum Schloss hochschritt. Wir waren allein, für Touristen war es noch zu früh im Jahr, und die Einwohner des Ortes gingen wohl alle ihrem Brotberuf nach.

Zwanzig Minuten später standen wir auf der Festungsmauer und schauten hinunter auf Sargans. Auch hier war niemand zu erblicken, selbst der Zeitungsstand am Eingang war verwaist. Ich kam mir vor wie der letzte Mensch auf Erden. Von der Autobahn war nur ein leises Rauschen zu hören, zwischendurch jagte ein Schnellzug mit einem brummelnden Geräusch durchs Tal. Robert setzte sich neben mich auf die Mauer, im Schneidersitz. Ich

fragte mich, ob er in seinen Sommerkleidern nicht fror, und zog meinen Mantel enger um mich.

„Und jetzt?“ fragte ich Robert. „Wir sind etliche hundert Kilometer gereist, um uns in einem verfallenen Schweizer Schloss den Hintern abzufrieren? Das hätten wir auch in Großbritannien haben können.“

Robert schwieg und lächelte mich wieder an. Wie eine Sphinx, schoss es mir durch den Kopf. Ich ließ meinen Blick über die Landschaft schweifen. Sehr grün, alles. Grün und Grau, meine beiden Lieblingsfarben, zumindest in Kombination. Weiß hier und da. Der Wind zerzauste mein Haar, über mir das Blau des Himmels. Ich erhob mich, stellte mich nahe an die Absperrung. Aber ein Sturz in die Tiefe war fern meiner Gedanken. Es war eher so, als ob ich in den Himmel fallen wollte.

„Verstehst Du jetzt? Nein, Du verstehst noch immer nicht. Lass dich treiben“, unterbrach Robert die Stille.

Ich konzentrierte mich auf meine Umgebung, dann verflüssigte sich meine Konzentration in ... in Stränge der Wahrnehmung? Ich kann es nur schwer beschreiben.

Unter meinen Fußsohlen der gelb-braune Stein der Mauer. Wie schön doch Himmel und Erde am Horizont zusammenpassten! Wie die Berge die Lücken im Himmel ausfüllten! Perfekte Einheit. Oder doch nicht? Mein Blick fiel auf die Autobahn, die wie eine Narbe die Natur durchbrach. Der Mensch versuchte, der Natur seinen Willen aufzuzwingen. Und die Strommasten ... Wie einen Erlöser nagelten die Masten die Natur ans Kreuz des menschlichen Fortschritts, des menschlichen Strebens nach immer mehr, immer besser, immer schneller. Der Mensch trennte sich von der Natur, bekämpfte sie, statt sich mit ihr zu versöhnen.

Und ich stand mittendrin, an der Grenze zwischen Einheit und Zerrissenheit. Ich war ein Platzhalter für die gesamte Menschheit. Oder eher, ein Symbol dafür, was den modernen Menschen ausmacht. Ich war die Brücke zwischen der natürlichen Welt und der des Menschen. Ich musste eins werden mit allem, denn war ich das nicht schon immer? War ich nicht Teil des gesamten Makrokosmos, nur ein kleines Rädchen im Getriebe der Gesamtexistenz? Widerspiegelt mein Dualismus nicht auch die Zerrissenheit, die in jedem Menschen wohnt? Die Zerrissenheit, die mich so lange plagte? Ich war nicht allein, ich konnte gar nicht allein sein. Alles ist eins.

„Wir sagten dir doch, dass dir eine Reise in die Schweiz gut tun würde.“

„Was kann ich tun?“ fragte ich leise. Tränen standen in meinen Augen und ich schluchzte auf, während ich eigentlich lachte.

„Wie im Kleinen, so im Großen. Du kannst die Welt nicht ändern, noch sollst du das tun. Jeder Mensch muss für sich selbst arbeiten, sich selbst ins Gleichgewicht bringen.“

Ich lachte lauter, wischte mir die Tränen aus den Augen. „Es fühlt sich an wie eine meiner Halluzinationen! Mein Hirn rast, meine Gedanken jagen sich gegenseitig. Bin ich also tatsächlich irr?“

„Hör endlich auf, dich nach solchen künstlichen Gesichtspunkten zu definieren, Alfred!“ Robert war ungehalten. „Die Behandlung, deine Medikamente, halten dich nur zurück. DAS HIER IST DIE REALITÄT. Verschließe dich ihr nicht länger. Kämpfe nicht dagegen. Du bist du, mit allem, was dazu gehört. Du bist gesegnet mit einer klareren Wahrnehmung als viele Menschen. Und du wehrst dich dagegen! Du schluckst freiwillig Drogen, damit sich dein Blick wieder verengt. Du willst in die Maschine passen, obwohl du neben der Maschine stehst, die Maschine als das wahrnimmst, was sie

wirklich ist: ein Motor der menschlichen Zerrissenheit. Du kannst so viel lernen ... Du kannst so weit kommen. Akzeptiere deine eigene, innere Zerrissenheit, und werde wieder eins mit all deinen Aspekten.“

Ich tänzelte eine Weile auf der Festungsmauer, dann setzte ich mich neben Robert hin. Ich war bereit, ihm alles zu glauben. „Also, was soll ich tun? Wie kann ich zu mir selbst finden?“ Robert blickte mir in die Augen. Zum ersten Mal fiel mir auf, wie tief sie doch waren. Ich fragte mich, ob ich mich in Robert verliebte.

Egal.

„Ein erster Schritt: Setz deine Medikamente ab. Du hast heute erfahren, dass sie dich nur zurückhalten. Verzichte auf das Antipsychotikum, und du wirst bereit sein für den nächsten Schritt.“ Er legte seine Hand auf meine Schulter. „Akzeptiere die Welt so, wie sie für dich ist. Denn sie ist immer so, wie du sie wahrnimmst. Dann kannst du auch akzeptieren, was du bist.“

Ich nickte ihm zu. Aber ich wunderte mich. „Woher weißt du das alles?“

„Die Antwort, Alfred, würde dich nur verwirren“, gab Robert ohne Lächeln zurück.

13

Die ersten Tage nach dem Absetzen des Antipsychotikums ging es mir gut. Ich hatte nicht mit Entzugserscheinungen zu kämpfen. Ich halluzinierte nicht mehr als die Monate zuvor. Mein Körper hatte wohl ein Depot des Medikaments angelegt, oder aber mein Zustand war gar nicht so schlimm, wie mir Dr. Garland einredete. Seit meinem Besuch in der Schweiz hatte ich eine neue Perspektive. Nicht länger versuchte ich, „normal“ zu sein und ins Bild zu passen, sondern ich nahm mich als Besucher in der irrsinnigen Welt der Herdenmenschen wahr. Der Job bei Widow's Son störte mich dabei nicht im geringsten, nein, er bestätigte mich auch noch.

Als ich wieder an meinen Schreibtisch zurückkehrte, kam mir alles sehr ... surreal vor. Ich kassierte Geld dafür, dass ich langweilige Artikel durchlas und redigierte? Zwischendurch eine Übersetzung, das war alles, um mein Überleben zu finanzieren? Wie konnte das so einfach und gleichzeitig stumpfsinnig sein? Und weshalb hatte ich vor nicht allzu langer Zeit meine Probleme damit? Ich konnte doch einfach meinen Job erledigen und mich gleichzeitig auf meine eigene Entfaltung konzentrieren; ich konnte über die Unsinnigkeit meiner Aufgaben lachen und sie anschließend vergessen. Nur, weil ich arbeitete, machte mich das doch noch lange nicht zu einem Bestandteil der Maschine. Ich pfiff den Schweizerpsalm vor mich hin, als Bea mit einer Tasse Kaffee mein Büro betrat.

„Wie war's im Urlaub, Alfred? Hast du dich gut erholt?“

„Danke, Bea, es war vorzüglich. Es tat mir gut, mal wieder das Heimatland zu bereisen.“

„Hast du denn deine Schwester besucht?“ fragte sie mich. Ich schüttelte den Kopf.

„Nein, dazu hat es nicht gereicht. Ich war ja nur drei Tage da, den Rest der Zeit verbrachte ich in London. Ich musste über vieles nachdenken.“

„Oh, was denn?“ Bea nahm einen Schluck Kaffee zu sich. Kaffee. Gute Idee. Ich entschuldigte mich und holte Nachschub. Dann zündete ich mir eine Zigarette an und ließ mich in meinen Sessel nieder.

„Ach, weißt Du, ich mache mir Gedanken darüber, was mit meinem Leben los ist. Also, ob versuche, einem von außen diktierten Bild zu folgen. Ich hatte mich fast verloren. Der Besuch in der Schweiz gab mir wieder Perspektive. Ich weiß, klingt ein bisschen spätpubertär.“ Ich lachte.

„Interessant, ich würde gerne mehr darüber erfahren.“ Bea zögerte.

„Vielleicht ... vielleicht könnten wir mal zu Abend essen? Was meinst du?“ Sie wurde rot und wich meinem Blick aus.

„Gerne. Abendessen klingt gut. Nächste Woche vielleicht?“

Bea strahlte übers ganze Gesicht. „Ja! Lass uns das nächsten Montag besprechen. Ich überlege mir, wohin wir gehen könnten.“ Sie drehte sich zur Tür um, dann blickte sie mich über die Schulter an. „Danke, Alfred. Ich freue mich!“ Und sie war verschwunden.

Etwas Ablenkung würde mir gut tun. Und irgendwie mochte ich Bea. Vielleicht konnte ich ihr, als Außenstehende, meine Geschichte plausibel erklären und so eine weitere Sicht darauf erhalten. Vielleicht konnte sie abschätzen, ob ich mir mit meinem neuen Ansatz das Leben ruinieren würde

oder nicht. Man sagt ja, dass der Zuschauer am meisten vom laufenden Spiel mitbekommt, viel mehr als die Mitspieler ...

Egal.

Ich rauchte zu Ende und machte mich an die Arbeit. Herr Janos hatte mir ein Manuskript hingelegt, welches ich bis Ende der Woche überarbeiten sollte. „Wicca im post-feministischen Zeitalter.“ Ich lachte und zückte meinen Rotstift.

*

Wo war ich? Ich hatte den kleinen Buchladen während meiner Mittagspause betreten und fand mich plötzlich in einer anderen Welt. Eine Welt voller Zeichen. Die alten Bücherregale drehten sich um mich, und immer wieder zogen die farbenfrohen Bände meine Aufmerksamkeit auf sich.

Die Bhagavad-Gita.

Meyrinks „Golem.“

Marlowes „Doctor Faustus“.

„Sir Gawain and the Green Knight“ in der Übersetzung von J. R. R. Tolkien.

Ich war von Trägern der Symbolik umgeben. Und die Bücher sprachen zu mir, in trockenen, pfeffrigen Stimmen.

„LIES MICH!“

„KAUFE MICH!“

„SIEHE, WAS DU BISHER ÜBERSEHEN HAST!“

Der Boden wellte sich wie das Meer in einem Sturm. Elektrizität schoss von Band zu Band, erdete sich in den messingfarbenen Applikationen der Lampen.

Ein dumpfes Surren war zu vernehmen, wie von einem riesigen Heuschreckenschwarm.

Heuschreckenschwarm. Da war doch was?

Egal.

In der Schweiz hatte ich eine Schwelle überschritten, die Schwelle zwischen meinem Norm-Ich und dem, was ich wirklich war. Das, was hier geschah, die Bücher, die zu mir sprachen, das Licht, welches wie in einer Disco um mich flutete, das war wirklich ICH. Das war Teil von mir, der Teil, den ich über Monate systematisch durch Medikamente und oberflächliche Gespräche mit meinem Psychiater zu unterdrücken suchte.

Wie hatte ich nur so blind sein können?

Enthusiastisch tanzte ich durch die engen Gassen, welche die Büchergestelle bildeten. Ich griff wahllos nach den Büchern.

Das „Lexikon der magischen Künste“.

Neal Stephenson's „Cryptonomicon“.

„Der Sandmann“ von E. T. A. Hoffmann.

Ich grabschte nach einem Buch, schlug blind eine Seite auf und zitierte in einer Stimme, die stentorischer klingen wollte, als sie es wirklich tat. Immer und immer wieder wiederholte ich diesen Vorgang.

„Lacinius, Janus, italienischer Mönch des 16. Jahrhunderts, bekannt als Alchemist und Autor des Buches ‚Pretiosa ac nobilissima Artis chymicae collectanea de occultissimo ac pretiosissimo philosophorum lapide‘ ...“

Ich grunzte vor Entzücken.

„Ich liebe Sie, Monika. Mein Gott, ich liebe Sie, das ist ja das Wahnsinnige.“

Ich seufzte, tief mitgenommen.

„Almas Zeugnis vom Erlöser. – Er lobt das Volk wegen dessen Rechtschaffenheit.“

Ich lachte, bis mir Tränen in die Augen schossen.

„As Satan reigns so shall his own whose name is as this sound.“

Mein Gelächter füllte den Raum und explodierte in einer Vielzahl von Farben, um dann als goldener Staub auf mich niederzuregnen. Ich konnte das Lachen nicht unterdrücken. Mein Bauch schmerzte schon, aber ich lachte immer weiter. Ich nahm gar nicht wahr, wie ich auf die Knie sank und mich vor Lachen krümmte, bis ich mit angezogenen Beinen auf der Seite lag und kaum mehr Luft bekam.

„Sind Sie in Ordnung? Soll ich einen Arzt rufen?“ fragte die Buchhändlerin, nachdem sie mich als die Quelle des ungewohnten Lärms identifiziert hatte. Sie sah nicht aus, wie man sich Besitzer eines kleinen Buchladens vorstellte. Sie trug ein steifes Hemd, Pullunder darüber gezogen, wallendes Haar und stechende Augen, vielleicht Mitte vierzig. Ihre maskulinen braunen Semi-Brogues faszinierten mich, und ich testete mit meinem Zeigefinger die Qualität des Schuhleders. Die Buchhändlerin trat vorsichtig einen Schritt zurück und beäugte mich misstrauisch.

„Nein, ich brauche keinen Arzt“, stieß ich hervor. „Mir geht es gut. Bitte entschuldigen Sie mein Verhalten.“ Ich lachte lauter und setzte mich auf. „Ich hatte mal Pillen dagegen, aber dann sagte ich mir: Kann etwas so Amüsantes wirklich so schlecht sein, dass man sich deswegen mit Chemie vollpumpen muss?“

Die Buchhändlerin neigte ihren Kopf zur Seite und zuckte schließlich mit den Schultern. „In dem Fall erwarte ich aber, dass Sie sich bald für ein Buch

entscheiden. Ich kann nicht behaupten, dass Sie mein Klientel vergraulen, aber trotzdem.“

Noch immer lachend griff ich nach dem erstbesten Buch, bezahlte und verließ den Buchladen. Auf meinem Weg zur nächstgelegenen Bushaltestelle merkte ich erst, welches Buch ich gekauft hatte. „Talking God“ von Tony Hillerman. Ich lachte trotz meiner Schmerzen nochmals laut auf, zündete mir eine Zigarette an, hustete und setzte mich auf die Bank, um auf den Bus zu warten.

Obwohl Montag war, hatte ich einen Termin mit Dr. Garland vereinbart. Ich wollte die Sache so schnell wie möglich hinter mich bringen. Ich war mir unsicher, ob ich die Behandlung komplett abbrechen sollte oder nicht. Entsprechend unruhig war ich auch, als ich mich in den Ledersessel setzte, was Dr. Garland sofort auffiel.

„Sie wirken etwas, ahaha, nervös, Herr Wankdorf. Haben Sie sich in der Schweiz nicht gut erholt?“ eröffnete er das Gespräch. Das Lachen würde ihm schon noch vergehen.

„Doch, doch“, gab ich zurück. „Ich bin nur etwas müde, habe die letzte Nacht nicht so gut geschlafen. Der erste Arbeitstag macht mich immer etwas unruhig.“

„Mhm“, murmelte Dr. Garland und machte sich Notizen. Dann schwieg er. Wie immer.

Ich blickte mich in seinem Arbeitszimmer um, meine Augen fielen auf die grüne Glaslampe auf dem Schreibtisch. Sie schien wie ein Stroboskop zu blinken. Ich schüttelte den Kopf und kam zur Sache.

„Die letzte Woche war sehr ruhig“, log ich. „Ich denke ... ich denke wir sollten vielleicht unsere Gespräche doch wieder seltener abhalten. Ich muss allein mit meinem Leben klarkommen, auch ohne Sie bestehen können. Reicht es nicht, wenn wir uns wie früher monatlich sehen?“

Dr. Garland war erstaunt. „Aber ich dachte, wir hätten uns vor Ihrem Urlaub auf tiefere Untersuchungen geeinigt? Was hat Sie umgestimmt?“

Ich konnte ihm nicht von meinem Erlebnis in der Schweiz erzählen, und er durfte nicht erfahren, dass ich heute bereits eine Episode gehabt hatte. Ich entschied mich für die Halbwahrheit.

„Ich habe in der Schweiz, meiner Heimat, viel über meinen Fall nachgedacht. Die heftige Halluzination von vor zweieinhalb Jahren war es, was mich zu Ihnen und Ihren Vorgängern getrieben hat. Aber das liegt jetzt doch schon so lange zurück ... Ich hatte seither keine solchen Zustände mehr, und es ist an der Zeit, dass ich die Vergangenheit ruhen lasse und lerne, damit umzugehen.“

Dr. Garland nickte. Aber er sah seine Felle davonschwimmen. „Eigentlich ein sehr vernünftiger Ansatz. Aber ich glaube dennoch, dass wir die Behandlung fortsetzen sollten. Ich bin mir nicht sicher, ob Sie schon bereit sind, ganz ohne Medikamente und unsere Sitzungen das Leben zu ertragen.“ Ich hob die Hand vor den Mund und hustete gekünstelt. Garland war es nicht aufgefallen. „Bitte verstehen Sie mich nicht falsch, ich will Ihnen nicht Schwäche attestieren. Aber Sie leiden ja noch immer sporadisch unter Halluzinationen, und auch wenn sich Ihr Zustand vielleicht verbessert hat, bleibt das grundlegende Problem noch immer ungelöst. Da müssen wir wirklich tiefer graben.“

Das Pulsieren der Schreibtischlampe wurde intensiver, und blaue Motten tanzten Garland um die Nase. Aus meinen Augenwinkeln konnte ich schwarze Gestalten sehen, die unmöglich großgewachsen in den Ecken standen und mir zuzunicken schienen.

Egal.

„Sie scheinen ja fast Angst um Ihre Einkünfte zu haben, lieber Herr Doktor“, spöttelte ich. „Aber sagten Sie mir nicht, dass für eine erfolgreiche Behandlung genug Leidensdruck da sein muss? Und genau der hat sich abgebaut. Wir können uns gerne einmal im Monat treffen und meine Fortschritte besprechen, aber für mehr fehlt mir ehrlich gesagt auch die Lust.“

Dr. Garland seufzte. „Letzten Endes ist es Ihre Entscheidung. Aber bitte versprechen Sie mir, dass Sie immer meine Telefonnummer griffbereit halten und sich umgehend bei mir melden, wenn sich Ihr Zustand wieder verschlechtert. Es WIRD wieder schlimmer werden, wenn Sie die Behandlung so einschränken. Ich verstehe nicht, was die letzten Wochen in Sie gefahren ist, aber ich sehe ein, dass eine intensivere Behandlung zwar Sinn ergeben, aber von Ihnen nicht gewünscht wird.“ Er holte einen Schein aus einer Schublade und kritzelte – frustriert? Ja, frustriert – darauf herum. „Das ist ein Dauerrezept. Damit bekommen Sie Ihr Risperidon, wann immer Sie es benötigen. Bitte, was Sie auch tun, nehmen Sie weiterhin das Medikament ein. Ich kann sonst keine Verantwortung dafür übernehmen, was mit Ihnen geschehen wird.“

„Danke, Herr Doktor“, antwortete ich – es war nur höflich – und nahm das Rezept an mich. „Ich halte Sie auf dem laufenden. Versprochen.“

Es sollte das letzte Mal sein, dass ich Dr. Garland sprechen würde.

14

Ich wartete auf Robert. Mir ging es bedeutend besser als die letzten Monate, und ich genoss meine kleinen Episoden, die ich zwischendurch hatte. Ich freute mich auf einen weiteren Gedankenaustausch mit meinem privaten Mephistopheles. Ich war mir noch immer nicht ganz sicher, wer oder was Robert wirklich war. Aber langsam machte sich eine Ahnung in mir breit. Ich konnte sie nicht wirklich fassen, aber den Kern der Sache schien ich langsam zu begreifen. Und es gefiel mir nicht wirklich, was ich sah. Aber bevor ich weiter darüber nachdachte, stoppte ich mich. Ich wollte ja nicht mehr länger solchen breitgetretenen Pfaden folgen.

„Es war an der Zeit, dass du uns endlich akzeptierst, Alfred“, sagte Robert, als er sich in den Sessel niederließ. Vor ihm stand wie gewöhnlich ein Glas Leitungswasser, während ich mich eines netten Single Malts bediente. „Aber du hast noch immer nicht verstanden, wie es wirklich um uns steht. Nicht, dass das wirklich wichtig wäre. Viel wichtiger ist es, dass du uns nach all den Jahren an dich herangelassen hast. Das war dein erster Schritt zur Genesung.“

„Das ist alles? Ich musste dich einfach einladen?“ Ich zündete mir eine Zigarette an und stieß irritiert Rauch aus meiner Nase.

„Ja. Die Situation akzeptieren, könnte man sagen. Das war notwendig und von äußerster Wichtigkeit. Wie wir dir schon vor Wochen sagten.“

„Aber ich verstehe das nicht. Weshalb kamst du erst vor so kurzer Zeit wieder auf mich zu? Und weshalb hast du erst in der Schweiz angefangen, konkreter zu werden?“

„Wissen und Fühlen sind nicht dasselbe wie Tun. Und es reicht nicht aus, etwas zu wissen und dann danach zu handeln. Nur durch drei wird man eins. Und du bist endlich so weit.“

„So viel zum Thema ‚konkret‘. Du sprichst mal wieder in Rätseln, Robert.“

„Nun ja, es wäre auch kaum ein Hobby, wenn es nicht eine Herausforderung darstellte, oder? Die Deutschen nennen es ‚Steckenpferd‘.“ Robert dachte kurz nach und grinste anzüglich. „Im übertragenen Sinne könnte man sagen: Du musst es reiten, damit es Sinn hat, du musst verstehen, was du da reitest, damit du den Kontext siehst, und du musst das Reiten genießen, weil es sonst irrelevant wäre.“

„Mehr Rätsel als Antworten auf ein Rätsel? Du bist wirklich unmöglich.“ Ich goss mir einen weiteren Drink ein. Ich sollte wirklich nicht so viel trinken.

Egal.

„Also, bitte unterbrich mich, wenn ich falsch liege – in der Vergangenheit hatte ich diese für mich neue Möglichkeit schon erahnt, aber nicht danach gehandelt, dann hatte ich gehandelt, aber nicht verstanden, und bis vor kurzem war ich so auf die Suche nach dem grossen bösen WESHALB versteift, dass ich es weder gefühlt noch danach gelebt habe? Kurz gesagt – ich habe Mist gebaut?“

„Ja, das passt so. Das Lustige daran ist, dass du bereits vor Jahren selbst darauf gekommen bist.“

„Wie meinst du das?“

„Erinnerst du dich an die Drei-M-Theorie? dass jegliche Form von Aktion, Reaktion, Interaktion unter ‚Heirat‘, ‚Mord‘ oder ‚Wahnsinn‘ – Marriage, Murder, Madness, Drei-M – abgelegt werden kann?“

„Natürlich erinnere ich mich. Das stammt noch aus meiner Zeit an der Uni, ich glaube, bei von Matt oder einem anderen Deutsch-Dozenten. Aber worauf willst du hinaus?“

Und woher wusste Robert davon?

Egal.

Robert fuhr fort. „Du hast den nächsten logischen Schritt vergessen. Diese drei ... Optionen sind nichts weiter als Schatten des einen wahren Dings. Drei verschiedene Wege, um es zu beschreiben. Aber nur wenn man diese Optionen als Schatten erkennt, kommt man näher an das Eine heran. Denn die drei sind nicht alles.“

„Also, weder eine Variante noch zwei reichen aus, sondern man braucht die Summe aller drei Optionen? Oder gar noch mehr Optionen, von denen die drei ‚M‘ nur die wichtigsten sind?“

Robert funkelte mich wütend an und stieß seine Antwort giftig heraus.

„Unsinn! Was für eine kindische Erklärung! Das kannst du besser!“

Ich zündete eine weitere Zigarette an. Ich dachte angestrengt nach, auf die Diskussion konzentriert und meine Lungen teerend. Ich entschloss mich dazu, gegen alle Bedenken auch der Leber etwas mehr Schaden zuzufügen, und trank aus. „Die drei ‚M‘ sind abhängig vom Betrachter. Was für den einen die ‚Marriage‘ in Form von Akzeptanz und Arrangement ist, kann für einen anderen ‚Madness‘ bedeuten, das Erschaffen eines irrealen Erklärungsmodells, zu dem die Situation passt. Die Situation selbst hat sich dabei aber nicht geändert. Das Gesamte ist also mehr als die Summe der Einzelteile. Ist es das, was du mir sagen möchtest?“

„Ja. Und nein. Du bist so nahe dran, merkst du es? Und auch sehr nahe daran, endlich zu verstehen, was mit uns los ist.“ Ein sanftes Lächeln spielte

um Roberts Lippen. „Wir sagen absichtlich ‚mit uns‘ und schließen dich darin ein. Es ist sowohl mehr als auch weniger als die Summe der Einzelteile. Wenn du es überhaupt Einzelteile ...“

„... nennen möchtest! Das ist es! Es existiert keine endliche Summe, und es gibt keine diskreten Einzelteile! Es handelt sich dabei lediglich um verschiedene Ansichten desselben Dinges, welches immer nur eins war und eins sein wird! Es sind Projektionen! Genauso wie ein Photo, ein Tagebuch und eine Stimmaufnahme nie ausreichen werden, um eine Person zu SEIN, egal wie gut diese Beschreibungen sind! Man nähert sich damit nur immer mehr dem eigentlichen Ding an. Es sind keine Teile eines Ganzen, nur Repräsentationen aus verschiedenen Blickwinkeln! Verschiedene Aspekte! Du brauchst mehr als die Kombination dieser Teile, um einen Blick auf das eine, ECHTE Ding werfen zu können! Das ist es! Das ...“

Ich schluckte leer. Es fiel mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Ich hatte Angst, psychotisch zu werden, so schnell wie ich solche irren Schlussfolgerungen zog. Aber mir war es egal.

„Oh mein Gott. Ist es so einfach? Du, nein, ihr SEID ‚Alfred Wankdorf‘. Wie ich es auch bin, einfach anders. Eine andere Projektion, eine andere Ansicht des eigentlichen Ur-Alfreds. Nicht ein Spiegelbild, keine Dissoziation, nicht ‚Fight Club‘. Daher wusstest du – wusstet ihr so gut um mich Bescheid. Ihr habt das alles schon mal durchgemacht. Was ich weiß, wisst auch ihr, denn wir sind alle Alfred. Beziehungsweise Robert.“

Roberts Stimme klang in meinen Ohren. „Ja. Deine Vereinnahmung wird nur ein weiterer Schritt, ein weiteres Glied in der Kette der verschiedenen Aspekte, die deine Identität wirklich ausmachen. Oder wir sollten eher sagen – die unsere Identität ausmachen. Und du – wir – benötigen drastische Mittel,

um das zu erreichen. Drastischere Mittel, als uns eigentlich lieb ist. Aber wir sehen keinen anderen Weg, du klammerst dich noch immer zu sehr an dein Alfred-Ego.“

Mir war schwindlig. Ich schaute mich um. Robert war ohne Gruß gegangen, das volle Wasserglas sauber auf einem Unterteller platziert. Von draußen klangen Geräusche von Katzen, die entweder kämpften, sich paarten oder beides gleichzeitig machten. Unsicher löschte ich die Kerzen und setzte mich ins Dunkel des Wohnzimmers. Die Katzen gingen noch immer zu Werke. Beeindruckend. Ich erhob mich und kramte nach der Murmel, nach dem Aleph, welches Robert mir bei seinem ersten Besuch dagelassen hatte. Ich entsann mich dieses ersten Treffens. Aber irgendwie fühlte es sich falsch an. So, als ob es nichts direkt mit mir zu tun hätte.

„Kann ich Ihnen etwas anbieten? Portwein? Whisky?“

„Ein Glas Wasser wäre fein“, sprach der Gast in dem kultivierten Bariton, der mir schon am Telefon aufgefallen war.

„Wie auch immer“, sagte Alfred. „Ich empfangen in der Regel keine Gäste. Aber Sie erwähnten, dass wir uns schon länger kennen, also – wie kann ich behilflich sein?“

Der Gast lächelte eines dieser Lächeln, das nie ganz die Augen erreicht. „Wir glauben, dass die Frage eher lauten sollte: Wie können wir Ihnen behilflich sein?“

Alfred lachte zynisch. „Das ist eine ziemlich bedeutende Frage. Weshalb fangen wir nicht damit an, wer Sie sind und was zum Geier Sie von mir wollen?“

Der Besucher setzte einen betäubten und leicht

spöttischen Gesichtsausdruck auf. „Beruhige dich, beruhige dich. Wir wollen nicht beleidigen, ganz und gar nicht. Alles sollte klarer sein, wenn du dir ... das hier ansiehst.“

Er griff in die Tasche seines Blazers und legte eine Murmel ... ein Aleph auf den Tisch. Die lustigen Farben der Kugel wurden im Glas des Tisches und den Trinkgläsern reflektiert, so dass es für einen Moment so aussah, als ob da nicht eine, sondern sechs Murmeln lägen.

„Erkennst du es wieder?“ fragte er schon beinahe gierig. „Bitte schau es dir genau an.“

Fasziniert nahm Alfred das Aleph auf. Das Ding war nicht größer als eine Perle. Perle, ja. Dieselbe irisierende Qualität der Oberfläche, welche je nach Winkel die Farbe im flackernden Kerzenlicht zu wechseln schien. Seine Kehle wurde plötzlich trocken, und er versuchte erfolglos, leer zu schlucken.

Alfred schloss die rechte Hand um das Aleph und setzte sich in den weichen Sessel. Gerader Rücken, die Füße sicher auf dem alten Parkettboden abgestützt. Eine Schwade des Weihrauchs schwang um seine vollen, fast weiblich wirkenden Lippen, kräuselte sich um seine Nase und berührte das linke Auge. Er blinzelte irritiert, dann lehnte er sich vor und sprach in dieser ruhigen, tiefen Stimme, welche ihn schon an Robert gefallen hatte. Heute wollte er endlich zur Sache kommen.

Also ... möchtest du anfangen?

„Na sicher doch.“

So sei es.

15

„Ich kann das nicht machen. Es muss eine andere Möglichkeit geben.“

Es liegt ganz bei dir. Aber solange du uns nicht akzeptierst, uns nicht vollumfänglich annimmst, sind ... heftigere Maßnahmen nötig.

„Aber ... Mord? Kein Teil von mir wäre eines Mordes fähig. Ich kann nicht töten, egal, was ich dafür erhalten werde.“ Mir wurde übel. „Was ich weiß, wisst auch ihr.“ Offenbar galt das noch nicht umgekehrt. Ich wusste nicht, was Robert wusste. Was Robert ahnte. Was er hoffte?

Genau wegen deiner Ablehnung ist es der einzige Weg. Du bist offensichtlich nicht fähig, deine Chance einfach zu akzeptieren und anzunehmen, UNS zu akzeptieren und anzunehmen. Du kannst vielleicht intellektuell erkennen, dass wir eins sind und mit dir eins sein müssen, aber emotional sträubst du dich gegen die Auflösung deines Ego. Die emotionale Ladung der Opferung, der Tabubruch, wird dich aus deiner Egozentrik reißen und dich – uns – endlich wirklich eins werden lassen. Weshalb meinst du wohl, dass in der Geschichte des Homo Sapiens das Menschenopfer immer wieder eine Rolle spielte? Sieh es als Bezahlung an: ein Leben, damit du dich vervollständigen kannst. Ein kleiner Preis für Erleuchtung.

Ich saß in meinem Sessel und zitterte. Weshalb sprach Robert in meinem Kopf, weshalb war er noch immer da? Ich hatte verstanden, wie es um seine – unsere – Natur stand, und er hörte auf, für mich als gesonderte Person zu existieren. Er war jetzt in mir. Jedoch waren wir noch immer getrennt, nicht wirklich eins geworden. Hatte Robert recht? Verhinderte das Streben nach Individualität die vollständige Verschmelzung?

Nicht Individualität. Wir werden immer dasselbe Individuum bleiben, mehr Individuum als zuvor, vollständiger, kompletter. Dein Problem ist das Ego, nicht die Individualität. Solange du zwischen Alfred und Robert trennst, kannst du nicht wirklich ‚Du‘ sein. Solange wir dich mit ‚Alfred‘ ansprechen müssen, und du in uns ‚Robert‘ siehst, so lange wirst du unvollständig bleiben.

Ich zögerte.

Es liegt ganz bei dir, aber wir glauben, dass du dich bereits entschieden hast. Dein dummes, moralisierendes Gerüst muss die Entscheidung nur noch akzeptieren. Wer konkret das Opfer sein wird, lassen wir besser offen, aber es muss bald geschehen. Sonst wird dich – uns – der momentane Zustand zerreißen. Drei Tage, nicht länger.

Ich legte den Kopf in meine Hände und weinte.

Vor 3 Tagen

16

Etwas war anders als sonst. Ich flog rasend schnell an den ersten zwei Säulen vorbei, viel schneller, als ich es gewohnt war. Es war so, als ob die Abstände zwischen den Türmen geschrumpft seien, als ob sich die hügelige Landschaft, in der die Säulen standen, zusammengezogen hätte. Ich schoss an der zweiten Säule vorbei und kam in kürzester Zeit bei der dritten an. So weit war ich noch nie vorgedrungen. Oder dachte ich das nur?

Egal.

Ich flog einen gemütlichen Bogen um den Turm und beobachtete die wenigen Pilger, welche die Rampen erklommen. Das Monument war schmutziger als die ersten zwei; braune Flecken verunstalteten die elfenbeinfarbene Oberfläche. Die Flecken erinnerten mich an etwas, aber ich kam nicht darauf, an was.

Egal.

Die dritte Säule schien zu summen, als würde sie ein ständiges, allumfassendes Om von sich geben. Es hatte etwas Sakrales, etwas Heiliges an sich, und ich fühlte mich wohl in ihrer Nähe. Ich verblieb eine ganze Weile und genoss das Gefühl. Aber immer wieder fiel mein Blick auf die braunen Flecken, und ich fragte mich, ob denn niemand die Säulen reinigte. Vielleicht waren sie eigentlich gar nicht weiß, sondern braun, und nur der stete Kontakt mit den Pilgern bleichte die Oberfläche? Ja, das musste es sein. Und hier tummelten sich wenige Pilger.

In der Ferne sah ich die vierte Säule, und ich fragte mich, ob ich es bis dahin schaffen würde. Zuerst lächelte ich, dann lachte ich laut auf, als der vierte Turm immer größer wurde. Ich jubelte, als ich ihn erreichte, und fühlte mich wie ein kleiner Gott. Auch er war von braunen Flecken übersät, und nur eine Handvoll Pilger waren auf den steilen Rampen zu erkennen. Ich schwebte der Säule entgegen und berührte sie. Ein Schock ging durch meine Finger, wie von einer geringen elektrischen Ladung. Das Om war auch hier präsent, aber ich glaubte zu hören, dass sich hinter dem Summen Worte versteckten. Worte, die mir seltsam bekannt vorkamen, die ich aber nicht einordnen konnte. Dann spürte ich einen anderen Träumer in meiner Nähe.

Ein Mann in einer zerfledderten Robe kam aus der Richtung der fünften Säule auf mich zu. Ein langer, weißer Bart hing von seinem Kinn, und seine Augen waren hinter schweren Hautfalten verborgen. Ich sah, dass Blut an seinem Gewand klebte. Ich sprach ihn an.

„Ist alles in Ordnung? Was ist mit Ihnen passiert? Kann ich helfen?“

Der alte Mann zögerte, dann hielt er im Flug inne, und wir schwebten einige hundert Meter über dem Erdboden.

„Es ist unglaublich. Ich hätte nie damit gerechnet ... das darf einfach nicht wahr sein! Ich will es nicht glauben!“ Dann schluchzte er auf.

Ich legte einen Arm um seine Schultern. „Was ist denn los? Waren Sie an der fünften Säule?“

„Ich fasse es nicht. Mein ganzes Leben lang strebte ich danach, die neun Pyramiden der Nofrature zu besuchen, alles zu erfahren. Aber damit hätte ich nicht in meinen schlimmsten Alpträumen gerechnet. Es ist so grauenvoll! Unbeschreiblich!“ Er schluchzte lauter.

„Grauensvoll?“ fragte ich ihn, als er sich ein wenig beruhigte. „Ist es nicht das, was sie erwarten haben?“

Der alte Mann schüttelte vehement den Kopf. „Nein! Ich kann das nicht akzeptieren! Ich will nicht! Ich kann nicht! Das geht zu weit, es ist zu groß!“ Er blickte mich aus irren Augen an, dann schrie er: „Gehen Sie nicht weiter! Es wird Ihr Verderben sein! Fliehen Sie! Es ist zu groß!“ Damit hob er seine Arme und eilte davon. Schon nach wenigen Augenblicken war er verschwunden.

Ich war verwirrt, wurde aber neugierig. Der alte Mann schien auf seiner Traumsuche nichts Gutes gefunden zu haben ... aber ich war auf meinem eigenen Weg. Ich entschloss mich, zur fünften Säule zu fliegen.

Ich wickelte die Robe enger um meinen Körper, denn es wurde beständig kälter, je näher ich kam. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich den Turm genauer erkennen konnte. Er war riesig, zyklologisch, noch viel größer als die anderen, die ich bisher besucht hatte. Aber etwas verstörte mich. Er war nicht weiß wie die ersten, sondern von einer braunroten Substanz bedeckt.

Jetzt wusste ich auch, woran mich die Flecken auf den vorherigen Säulen erinnert hatten. Blut.

Der Geruch stieß mich ab, und ich kniff mit der rechten Hand die Nase zu. Es roch nach verwesendem Fleisch, unterlegt vom metallischen Blutgestank. Ich flog etwas näher heran und sah, dass die Rampen dieser Säule ohne Pilger auskommen mussten. Was ging hier vor?

Ich kreiste um die Säule und versuchte, die Inschriften auf der Oberfläche zu erkennen. Aber es wollte mir nicht gelingen, sie durch die stinkende Masse zu erkennen, und ich hatte Angst davor, den Turm selbst zu berühren. Es würde mich kontaminieren, beschmutzen, so wie der alte Mann kontaminiert, beschmutzt worden war.

Das erste Mal in meiner Zeit im Traumland hatte ich Zweifel, ob ich wirklich alle Säulen aufsuchen wollte. Was es mir bringen würde, sie zu besuchen, was ich lernen könnte. Aber tief in mir wusste ich, dass ich nicht anders konnte, als es zu versuchen. Es trieb mich, es war meine Bestimmung. Ich riss mich zusammen und berührte die blutverkrustete Oberfläche. Eiseskälte kletterte meinen Arm hoch, und es fiel mir schwer zu atmen. Mir wurde schwarz vor Augen, und ich fürchtete, dass ich aufwachen würde. Dann spürte ich etwas unter meinen Füßen.

Ich stand im Ballsaal, meine Robe war weg, und ich trug dunkle Cordhosen und einen roten Pullover. Der Saal war leer, es waren diesmal keine Gäste da, die spielten und tranken. In der Ferne sah ich jedoch eine Gestalt stehen. Verwundert ob des schnellen Ortswechsels ging ich der Figur entgegen und erkannte bald den ominösen Scheich, der mich bei meinem letzten Besuch hier begrüßt hatte. Er trug einen scharlachroten seidenen Morgenmantel, auf dem goldene Symbole gestickt waren.

„Ah, der Träumer ist wieder da. Sie kommen gut vorwärts, nicht? Kann ich Ihnen etwas anbieten?“ Neben dem Scheich stand ein Teewagen mit vielen, seltsam geformten Flaschen. Ich lehnte dankend ab. Er füllte ein kleines Glas aus einer bauchigen Flasche, verkorkte diese wieder sorgfältig und leerte das Glas in einem Zug. Er schüttelte sich und ließ das Glas fallen. Immer noch zuckend warf der Scheich den Kopf in den Nacken und gab ein langgezogenes Hissen von sich, das in einem noch längeren Röcheln endete. Dann fasste er sich und tat so, als ob nichts geschehen wäre. Die Scherben auf dem Marmorboden waren verschwunden. Ich trat einen Schritt zurück.

„Sie haben es schon wieder bis hierher geschafft; andere vor Ihnen verbrachten ihr ganzes Leben erfolglos mit der Suche nach diesem Ort. Und Sie sind bereits das zweite Mal hier. Ich bin beeindruckt.“

Ich nickte dem Scheich zu, und auch er senkte kurz seinen Kopf. Wir spielten Freundschaft.

„Aber sagen Sie mir bitte, haben Sie Hilfe erhalten? Es ist ungewöhnlich, dass jemand so junges in so kurzer Zeit so weit kommt.“ Dann lächelte er.

„Aber ich sehe, dass Sie gar nicht jung sind. Ist es denn die Möglichkeit? Sie sind einer von ihnen!“

„Was meinen Sie?“ fragte ich ängstlich, aber auch irritiert. Der Scheich hörte gar nicht richtig zu, sondern vollführte ein Tänzchen um den Teewagen. Die langen Schöße seines Morgenmantels warfen Gläser und Flaschen zu Boden, aber es störte ihn nicht.

„Endlich! Das Spiel geht weiter! Und ich dachte schon, Sie wären verloren gegangen! Wie schön!“ Er lächelte mich an, und ich sah, wie Funken in seinen dunklen Augen spielten. So als wären es gar keine Augen, sondern Löcher in der Realität, die auf ein Universum von kalten Sternen zeigten. Ich trat noch einen Schritt zurück.

„Ich glaube, ich glaube, Sie verwechseln mich mit jemandem. Ich gehe wohl besser.“

„Ja, gehen Sie ruhig. Wir werden uns schon bald wiedersehen. Sie haben noch drei Tage, nicht? Ah, ist das spannend!“ Der Scheich wurde euphorisch. „Ich kann es kaum erwarten herauszufinden, wie es ausgehen wird! Kehrt der Wächter zurück, oder reißt es den Schlüssel zurück in die Finsternis? Oh, meine Schützlinge, die werden vor Freude jubeln! Danke! Danke dafür!“

Wer war dieser Kerl? Robert nannte ihn seinen „Geschäftspartner“, aber wer war er wirklich? Und wovon sprach er nur? Als er mich noch einmal anlächelte und die Funken in seinen Augen kreisten, glaubte ich, Trommeln und Flötenspieler zu vernehmen, und mir wurde kalt. Ich drehte mich um und rannte weg, aber der Ballsaal schien unendlich groß zu sein. Ich rannte und rannte, Schweiß floss meinen Rücken hinunter, ich keuchte, es wurde immer kälter, und die Flöten immer lauter ...

Ich wachte mit einem Ruck auf und fand mich in meinem Bett wieder. Einen Moment lang war ich mir nicht sicher, ob ich noch immer träumte, denn ich glaubte, das Flötenspiel in der Ferne zu vernehmen. Ich blickte auf den Wecker, 2:24 Uhr.

Ich hatte noch drei Tage.

17

Donnerstag.

Mein Papierlocher sprach zu mir: „dass du dich so anstellen musst! Was ist denn schon dabei? Nur ein kleiner Mord, dann ist alles vorüber. Wo liegt das Problem?“

Ich funkelte den Locher böse an, nahm eine Dokumentenmappe vom Stapel und bedeckte das geschwätzige BüROUTENSIL. Bei Widow's Son war nicht viel los; Janos war krank, Mitchell arbeitete still vor sich hin, und die Hälfte der Belegschaft war im Urlaub. Bea war da, was mich vor ein Problem stellte.

Immer, wenn ich Bea sah, zog sich mein Magen zusammen. Könnte SIE das Opfer sein? Würde ich sie töten? Könnte ich sie töten?

Natürlich kannst du das, Alfred. Du willst nur nicht, du sträubst dich noch immer. Ein halber Tag ist beinahe um, und du fragst dich noch immer, wer das Opfer sein soll, statt endlich zu handeln.

„Halt den Mund!“

„Hast du etwas gesagt, Alfred?“ rief Bea aus dem Vorzimmer.

„Nein, nein, schon in Ordnung“, gab ich zurück. Ich machte heute wohl nicht die beste Figur. Gestern nacht, nach dem Albtraum, war ich aufgestanden, um mich anständig zu betrinken. Oder eher – unanständig. Ich trank wild durcheinander; zuerst eine halbe Flasche Portwein, dann einige Gläser Whisky, zum Schluss auch noch ein Bier. Robert war davon nicht sehr

erfreut und wurde stiller und stiller. Wie sagte er einmal? „Alkohol bekommt uns nicht“? Ich war froh darüber.

Der Traum gab mir zu denken. Die Grenze zwischen Schlaf und Wachsein verwischte sich immer mehr. Das Treffen mit dem Scheich war für mich genauso real wie meine Treffen mit Robert oder meine Zusammenarbeit mit Bea. Ich mochte den Scheich nicht, er machte mir Angst, auf einer tiefen, animalischen Ebene.

Jedenfalls wachte ich heute morgen erst gegen zehn Uhr auf und ging unrasiert und ungeduscht ins Büro. Ich hoffte, ich würde nicht zu sehr nach Alkohol stinken, aber bisher hatte mich niemand darauf angesprochen. Immerhin etwas. Trotz meines dicken Schädels kreisten meine Gedanken. Ich musste jemanden töten, wogegen sich mein ganzes Ich aufbäumte. Und ich wusste, weil Robert es wusste, dass es jemand sein musste, der mir nahe stand. Sonst wäre das Opfer umsonst gewesen, die Katharsis zu gering.

Hmm. Bea.

„Kannst du vielleicht einen Moment hereinkommen?“ Meine rechte Hand griff ohne mein bewusstes Zutun nach dem Brieföffner und hielt ihn fest umklammert. Ich schüttelte die Hand und schlug sie auf den Tisch, damit sie endlich das Ding losließ. Der Locher lachte, etwas gedämpft.

Egal.

„Ja, Alfred? Was kann ich für dich tun?“

Ich improvisierte. „Wir wollten uns doch diese Woche noch verabreden. Ich dachte an heute Abend. Würde dir das passen?“

Bea errötete. „Es ... es tut mir leid, aber heute Abend muss ich mich um meine Mutter kümmern“, sagte sie enttäuscht. Auch in meinem Gesicht muss

Enttäuschung herauszulesen gewesen sein, denn sie sagte umgehend: „Aber wie wäre es mit morgen?“

Ich entspannte mich. „Morgen ist gut! Ich schlage vor, dass wir essen gehen. Treffen wir uns bei mir? Dann können wir noch einen Drink vor dem Dinner nehmen.“

Bea strahlte über das ganze Gesicht. „Wunderbar! Gerne! Ich freue mich darauf!“ Dann etwas verhaltener, „Was soll ich anziehen?“

Bea trug wie so häufig Jeans und einen Pullover, heute in hellgrün. Ich dachte nach. Wenn ich sie ermorden würde, dann entweder bei mir in der Wohnung oder irgendwo auf den Feldern um Banbury. Also wären wärmere, praktische Kleider ideal, damit sie nicht Verdacht schöpfte, wenn ich einen Spaziergang vorschlug. Aber wäre es nicht nur höflich, sein Opfer zuerst zum Abendessen auszuführen?

„Nichts übermäßig Elegantes. Dunkle Hosen und eine Bluse sollten reichen, Abendkleid ist sicher nicht nötig. Ich dachte an das Shepherd's Inn. Okay?“

„Oh, gerne! Da war ich schon lange nicht mehr!“ Sie errötete noch mehr, dann fasste sie sich. „Kann ich sonst noch etwas für dich tun, Alfred?“

„Nein, danke, im Moment nicht. Ich gehe gerade durch das Agrippa-Manuskript, später werde ich dir noch ein Antwortschreiben diktieren. Aber das eilt nicht.“

„Okay. Du weißt ja, wo du mich finden kannst.“ Sprach's und verließ mein Büro. Ich atmete aus.

Du bist wirklich zimperlich, Alfred. Weshalb schiebst du es auf? Du weißt, dass du es tun musst. Weshalb nicht, jetzt, nicht hier? Die Polizei wird uns nichts anhaben können, wenn du so weit bist, das versprechen wir dir.

„Ja, ihr seid ja auch nur in meinem Kopf“, flüsterte ich genervt. „Aber ich darf in den Knast.“

Robert lachte mit vielen Stimmen gleichzeitig. *Du machst dir zu viele Sorgen. Du wirst nicht ins Gefängnis gehen. Wenn du dich endlich mit uns vereint hast, wirst du aufhören, Alfred Wankdorf zu sein. Du wirst aufhören, Mensch zu sein. Oder eher, du wirst MEHR Mensch werden, als du es dir je hast vorstellen können.*“ Robert lachte. *„Vertrau uns einfach. Wir machen das nicht zum ersten Mal.*

Sehr beruhigend. Mein Kopf schmerzte, ich fühlte mich zerrissen. Ich würde diesen Zustand tatsächlich nicht mehr lange aushalten können. Ich spielte mit dem Gedanken, mich mit Medikamenten vollzupumpen und bei Dr. Garland zu klingeln. Ich verwarf diese Idee jedoch schnell, denn: Eigentlich war ich neugierig, wollte wissen, ob ich das Zeug zum Mörder hatte – und was danach passieren würde. Wie bei der Halluzination mit Eva genoss ich dieses Gefühl der drohenden Gewalt.

Eva. Wer stand mir schon näher? Ich grinste diabolisch, dann riss mich wieder zusammen. Ich suchte nach meinem Adressbuch und wählte Evas Handy-Nummer. Nach dem vierten Klingelton war sie dran.

„Hello?“

„Hallo Eva. Hier spricht Alfred.“

Klick.

Ich wartete drei Minuten und rief nochmals an. Als Eva sich meldete, fiel ich ihr ins Wort.

„Eva, bitte häng nicht auf. Ich muss dich sehen. Ich möchte mich endlich, nach all der Zeit, richtig bei dir für mein Benehmen vor über zwei Jahren entschuldigen.“ Ein Surren war zu hören, aber kein Klick.

„Eva, bist du noch dran?“

„Ja.“

Schweigen.

„Wie wäre es, wenn ich heute Abend nach London fahren würde und wir uns treffen könnten? An einem neutralen Ort, natürlich.“

Eva seufzte. „Du wirst nicht aufgeben, oder?! Fast drei Jahre keine Reaktion, und dann willst du mich treffen!! Okay, damit wir die Sache hinter uns bringen. Du findest mich um sieben Uhr im Admiral Duncan. Kennst du den Pub noch?“

„Ja, sicher. Du hast ihn mir ja gezeigt. Okay, sieben Uhr. Ich werde da sein.“

„Ich weiß nicht, weshalb ich das tue.“ Eva lachte trocken. „Aber nach zwei Jahren kann ich dir wohl eine Chance geben. Es ist ja nicht so, dass du mir rein gar nichts bedeutetest. Also, bis später, Alfred!“

Damit hängte sie auf, und ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich schüttelte meinen Kopf. Ich würde Eva nicht töten können. Ich konnte niemanden töten. Aber ein Teil meines Hirns schien zeitweise die Kontrolle über mich zu übernehmen, mir Gedanken einzuimpfen, die mir so fremd waren wie die Ideen eines außerirdischen Atomforschers. Wenigstens blieb Robert jetzt still. Ich war mit meinem Dilemma allein. Was mir auch nicht wirklich weiter half.

Ich spürte nicht nur die Zerrissenheit zwischen Robert und meinem Bewusstsein, sondern auch in meiner eigenen Seele. Ich fühlte mich unfertig, falsch und makelbehaftet. So konnte ich nicht weiterleben.

Vielleicht, wie vor Wochen schon angedacht, Selbstmord? Könnte das eine der zwei anderen Optionen sein? Nein, das war keine Lösung. Dazu war ich ein zu großer Feigling. Zu feige, mich selbst zu töten, aber fähig, einen Menschen zu meucheln? War das wirklich ich?

Ich hielt ein Schluchzen zurück und blätterte durch das Agrippa-Manuskript, kam aber nicht wirklich vorwärts – weder mit dem Nachdenken noch mit dem Text. Und ich wurde immer nervöser. Ich würde Eva heute Abend sehen ... sie vielleicht sogar ... nein, das konnte ich nicht! Das würde ich nicht tun! Aber aussprechen vielleicht, ja ...

Weshalb war es hier so dunkel?

Mein Gesichtsfeld verengte sich, als blickte ich durch eine Rolle Papier. Ich sah nur das, was sich genau vor mir befand, und es war umrandet von Schwärze. Wurde ich ohnmächtig?

Nein. An den schwarzen Rändern explodierte ein Feuerwerk von blauen und gelben Funken, und ich glaubte, Chlor zu riechen. Meine Gucklöcher wurden immer kleiner, bis sie nur noch so groß wie Nadelstiche waren. Das Feuerwerk vereinnahmte mich voll und ganz, ich lehnte mich zurück und schloss die Augen. Der Funkenregen schien näher an mich heranzukommen, als flöge ich durchs Weltall, vorbei an explodierenden Sonnen und brennenden Nebeln. Ich konnte die Augen nicht öffnen. Dann sah ich in der Mitte des farbenfrohen Spektrums einen schwarzen Punkt, der immer schneller auf mich zuraste, größer wurde.

Und ich hörte das Pfeifen von Flöten und die Schläge von Trommeln.

Die Dunkelheit im Zentrum meiner Sicht verschluckte mich, und ich war umgeben von einer klebrigen, schwarzen Masse, in der sich Wesen bewegten. Wie eklige Larven in einer kosmischen Missgeburt wanden sich diese Dinger und kreischten im Takt zum Getrommel, sangen mit dem wahnsinnigen Gepfeife der Flöten mit. Ich fror, während ich gleichzeitig schwitzte, und als mich eines dieser Dinger berührte, schrie ich entsetzt auf und öffnete meine Augen.

Ich war wieder in meinem Büro bei Widow's Son, vor mir das Agrippa-Manuskript und in der Türe eine erschreckt dreinblickende Bea.

„Alfred, was ist? Du hast geschrieen!“

Ich tastete nach meinen Zigaretten und zündete eine an. „Nein, schon gut, Bea. Ein Tagtraum, nichts weiter. Ich habe schlecht geschlafen.“

„Das tut mir leid, Alfred. Soll ich dir einen Kaffee bringen?“ fragte sie besorgt.

„Gerne, dank dir.“

Ich konnte es kaum erwarten, bis es fünf Uhr war und ich mich auf den Weg nach London machen würde. Ich verlor langsam aber sicher die Kontrolle.

18

Wie vor dreißig Monaten saß ich im Admiral Duncan und trank ein kühles Bier. Dieses Mal jedoch war ich nervös, denn Eva verspätete sich. Ich blickte auf die Uhr, schon fast neun Uhr. Der Pub füllte sich langsam, und ich war froh darüber, dass wir uns nicht an einem Freitagabend treffen wollten. Dann würden sich hier die Männermengen wälzen, und die Luft wäre zum Schneiden dick. Heute jedoch trieben sich nur vielleicht zwanzig Gäste herum, und ich fand ein Tischchen in der Ecke. Es hing noch immer Weihnachtsschmuck aus, was dem Pub eine spezielle Gemütlichkeit verlieh. Ich fühlte mich wohl unter all den Männern. Immer wieder fiel mein Blick auf einen Einzelgänger, und ich fragte mich, wie wohl sein Blut an meinen Händen aussehen würde. Dann schüttelte ich mich und versuchte, an etwas anderes zu denken.

9:05 Uhr.

Noch ein Bier. Wenigstens war die Musik gut, die alten Stones spielten übersteuert über die viel zu laute Anlage. Ich nickte mit dem Kopf im Takt zur Musik und wartete weiter.

9:10 Uhr.

Um viertel nach neun kam Eva endlich. Sie trug ein graumeliertes Kostüm und hatte ihr schwarzes Haar hochgesteckt. Sie machte ganz den Eindruck einer Bankerin. Die Jungs um uns herum nahmen keine Notiz von ihr und blieben bei ihren Gesprächen.

„Schön dich zu sehen, Eva. Langer Tag im Büro?“

Eva setzte sich hin und schlug ihre Beine über. Sie trug dunkelblaue Strümpfe und zog ihren Rock über das Knie.

„Ja. Wir mussten noch einen wichtigen Vertrag aufsetzen, das hat gedauert.“ Keine Entschuldigung.

Egal.

„Kann ich dir etwas anbieten? Einen Drink? Bier? Kaffee?“

„Ein Scotch mit Soda wäre fein.“

Ich ging an die Bar und bestellte Evas Drink, holte mir sicherheitshalber noch ein weiteres Bier, zahlte, und setzte mich wieder zu ihr. Sie hatte ihren Aktenkoffer offen und blätterte durch einen dicken Ordner.

„Ich bin gleich so weit“, sagte sie und griff nach ihrem Drink. „Cheers.“ Wir stießen an, und ich wartete darauf, dass Eva mit ihrer Arbeit endlich abschließen würde. Mir erschien die ganze Situation komisch: Wir saßen in einer Schwulen-Bar in London, sie arbeitete noch ein wenig an Bankgeschäften, und ich wunderte mich, ob ich sie wirklich töten konnte. Die Situation erinnerte mich an eine Taxifahrt vor fünf Jahren, als wir über Dildos und Aktienkurse diskutierten und der Fahrer immer schneller fuhr ...

„So, fertig. Also, du wolltest mich sehen?“ Sie blickte mich missmutig an.

„Ja. Ich wollte mich für mein Verhalten ...“

“Entschuldigen, ja, das sagtest du schon am Telefon. Also?“

Ich wurde wütend. Eva verhielt sich alles andere als höflich. Ein Teil von mir wunderte sich, ob das vielleicht von Vorteil sein könnte, wenn ich sie opfern sollte. Ich zündete eine Zigarette an und stieß den Rauch aus meiner Nase. „Ist dir eine Laus über die Leber gelaufen? Du bist heute sehr schroff. Oder irritiere ich dich dermaßen?“

Eva nahm einen Schluck von ihrem Whisky. „Entschuldige. Im Büro ist es gerade sehr hektisch, und ich muss wieder lernen, mehr Geduld mit meinen Bekannten zu haben. Das ist mein erster Abend mit Drinks seit drei Wochen.“

Ich starrte sie an. „Drei Wochen? Du? Kann ich mir kaum vorstellen.“

Eva lächelte verbittert. „Meine wilden Jahre scheinen vorerst vorüber zu sein. Ich vertrage ausschweifende Partys nicht mehr so gut wie früher. Und John mag nicht ausgehen.“

„John?“ fragte ich. Aber ich wusste die Antwort schon.

„Mein Verlobter. Ich habe ihn vor einem Jahr auf Teneriffa kennengelernt. Wir wohnen zusammen.“

Das machte die Sache komplizierter. Es würde mir schwerfallen, sie zu überreden, mit mir in eine dunkle Gasse zu gehen. Innerlich schüttelte ich den Kopf über die Kälte, mit der ich den möglichen Mord plante. Ich steckte meine rechte Hand in die Jackettasche und berührte das Klappmesser, das ich eingesteckt hatte.

Du kannst sie auch hier töten, Alfred. Es spielt keine Rolle, wie viele Menschen dich dabei sehen. Nur der Akt ist wichtig, und nur für dich. Was danach kommt, wird keine Rolle mehr spielen.

Mir wurde schwummrig, als ich das Klappmesser herausholte. Eva blickte mich fragend an. „Was ist das?“

„Ein Messer, Eva.“ Ich öffnete es mit dem Daumen meiner rechten Hand.

„Und was willst du damit?“

Tu es. Jetzt.

Nein.

Du hast keine Wahl! Tu es endlich!

Ich kann nicht.

Brauchst du einen kleinen Wecker? Hmm?

Ich hörte plötzlich ein Geräusch wie von einem riesigen Mückenschwarm. Erschrocken blickte ich zur Bar, woher das Surren kam. Dann war es plötzlich hinter mir, und ich warf meinen Kopf herum, blickte aus dem Fenster und ließ meinen Unterkiefer hängen. Eine dunkle, schmutzige Masse wälzte sich unaufhaltsam in unsere Richtung. Schon hatte sie den Pub erreicht und drängte sich durch die offene Türe. Sie spülte um die Beine der Gäste, und was sie berührte, wurde grau und flockig. Hautfetzen schwammen auf der Masse, um wie Natrium in Wasser zu verbrennen. Kleider brannten, aber die Jungs störten sich nicht daran. Ich stand auf und stieß beinahe den Tisch um.

„Was ist los, Alfred?? Spinnst du wieder?! Setz dich hin, mach keine Szene!!!“

Mit Evas Worten löste sich die bedrohliche Masse auf, um als ein Nebel noch immer im Lokal zu verweilen. Ich setzte mich und atmete tief durch. Die anderen Gäste schauten amüsiert zu unserem Tisch, wunderten sich wohl über das eigenartige Paarungsverhalten der Heteros. Eva blickte mich mit etwas wie Sorge an.

„Geht es wieder? Was war los??“

Ich räusperte mich. „Entschuldige, ich dachte, ich hätte jemanden gesehen, den ich kenne. Ist schon in Ordnung.“ Ich merkte, dass ich noch immer das Messer in meiner Hand hielt. Ich schloss es und legte es vor Eva auf den Tisch. „Das ist für dich. Damit du dich wehren kannst, falls ich mich wieder so benehme wie vor zwei Jahren. Symbolisch gemeint, natürlich.“

Eva nahm das Messer auf. „Du hast komische Rituale, um dich zu entschuldigen. Aber ich akzeptiere.“ Sie öffnete ihren Aktenkoffer und legte das Klappmesser hinein.

Ich schwitzte am ganzen Körper und versuchte, Robert auszublenden, der in meinem Kopf schrie und mich beschimpfte.

Was soll das? Bist du von allen guten Geistern verlassen? Das war deine Chance! Du hast nur noch etwas über zwei Tage; bist du dir überhaupt bewusst, was geschehen wird, wenn du nicht handelst? Noch immer gehorchst du deinem Ego, noch immer folgst du moralischen Grundsätzen, die für dich keine Bedeutung haben! Handle endlich! Oder willst du alles aufs Spiel setzen, wirklich alles?

Ich trank mein Glas in einem Zug aus, stand wortlos auf und holte mir ein weiteres Bier von der Bar. Auf halbem Wege machte ich kehrt und bestellte auch noch einen zweiten Whisky für Eva. Ich setzte mich hin und trank mein Bier halb aus. Robert war nur noch wie aus der Ferne zu hören, gut. Dann seufzte ich und blickte Eva in die Augen.

„Was damals passiert ist, tut mir unendlich leid. Ich hatte die Kontrolle über mich verloren, aber das wird nicht mehr vorkommen. Ich folgte deinem Rat und ging zu einem Psychiater. Die Therapie hat in den letzten Monaten gute Fortschritte gemacht, und die Medikamente helfen. Ich hatte seither keinen solchen Aussetzer mehr wie in jener Nacht, und es geht mir besser. Du fehlst mir halt noch immer.“ Ich wusste nicht, weshalb ich das sagte. Vermisste ich Eva wirklich? Liebte ich sie noch immer, nach all der Zeit?

Egal.

Ich konnte sie nicht töten, ob ich sie noch liebte oder nicht. Es ging einfach nicht.

Eva lächelte mich an. „Ich finde es schade, wie sich die Sache zwischen uns entwickelt hat, aber da kann man wohl nichts machen. Jeder von uns lebt sein eigenes Leben, und wir sind uns nicht mehr so nahe, so vertraut, wie wir es

früher waren. Ich habe mit John ein neues Leben begonnen ... Aber ich mache mir noch immer Sorgen um dich, Alfred.“ Damit verstummte sie.

Wir schwiegen und tranken unsere Drinks. Nach einer Weile schien ihr etwas einzufallen. „Du lebst jetzt in der Gegend? Oder weshalb bist du hier? Ich hatte mich schon gewundert, weshalb du mich einfach so kurzfristig treffen wolltest.“

„Ja, ich arbeite in Banbury, schon seit zwei Jahren. Ich mag es da.“

„Hmm.“

Wir hatten uns nichts mehr zu sagen, also blickte ich demonstrativ auf meine Uhr und sagte Eva, dass ich meinen Zug nachhause erwischen musste. Zum Abschied schüttelten wir uns die Hände. Dann verschwand Eva endgültig aus meinem Leben.

19

Schon wieder die Säulen. Würde ich jetzt jede Nacht von ihnen träumen? Die sinkende Sonne warf ihr rotes Licht auf die erste Säule, wodurch der Elfenbeinturm zu glühen schien. Hübsch. Aber dann erinnerte ich mich an die fünfte Säule und betrachtete das Monument etwas genauer. Ich flog in engen Kreisen herum und studierte die Oberfläche.

Tatsächlich, auch hier waren braunrote Flecken zu erkennen – wenn auch nur sehr kleine. Sie sahen nach Blutspritzern aus, und ich fragte mich, ob vor Äonen die ganze Oberfläche der Säule blutbedeckt war und wie vermutet der Kontakt mit den vielen Pilgern die vernarbten Steinwände gebleicht hatte – oder ob an der fünften Säule ein Massaker stattgefunden hatte.

Ach was! Es waren doch nur Repräsentationen meiner Sinnsuche. Ich verhielt mich so, als ob die Türme tatsächlich existierten. Wieder einmal vermischte ich Traum und Wirklichkeit ... Aber vielleicht war das ja auch in der wachen Welt möglich? Wer sagte mir, dass ein Brujo oder Yogi es nicht fertigbringen würde zu schweben, dass göttliche Eingebungen nicht stattfänden, dass nicht auch in der „realen Welt“ Wunder geschähen? Wer sagte mir, dass ich jetzt in diesem Moment wirklich träumte und nicht die „Wirklichkeit“ das echte Traumland war? Es war nur eine Frage der Perspektive; faktisch existierten die beiden Welten Seite an Seite, vermischten sich – und ich war Teil von beiden. Und das war gut so.

Ich winkte den Pilgern auf den Rampen zu und flog in Richtung der weiteren Säulen. Schon nach kurzer Zeit zog ich an der zweiten und dritten vorbei und erreichte bald darauf den fünften Turm. Heute war ein Pilger zu

sehen, ein junger Mann in schwarzer Robe. Ich beschloss, ihn nach dem Blut zu fragen. Vielleicht wusste er etwas darüber.

„Guten Tag! Störe ich?“

Der junge Mann lächelte mich an. „Nein, ganz und gar nicht. Was kann ich für Sie tun?“

„Ich wollte Sie nach dem Blut fragen ...“ Ich verstummte. Der junge Mann sah mich fragend an.

„Blut? Welches Blut?“ Er folgte meinem Blick und berührte die verkrustete Säule. Er hinterließ Fingerabdrücke in der braunroten Masse. Dann hielt er seine beschmutzten Finger unter die Nase und roch daran. „Ich sehe hier kein Blut. Die Säule ist ein wenig schmutzig, sicher, aber Blut? Nein.“

Ich war perplex. Der Gestank ließ mich beinahe würgen; zumindest ein wenig davon musste er doch mitbekommen! Ich starrte seine verschmierten Finger an, als er die Hand wieder senkte. Dann fiel mir etwas auf.

„Sie sagten Säule. Sie besuchen also auch die neun Säulen, nicht die Oasen oder Pyramiden oder was auch immer?“

Er nickte mir zu, sah mich aber an, als zweifelte er an meinem Geisteszustand. „Ja, die neun Säulen. Sechs habe ich schon besucht, ich befinde mich gerade auf dem Rückweg. Ich bin noch nicht weitergekommen.“

„Was hat Sie aufgehalten?“ fragte ich.

Der junge Mann lächelte. „Sie wissen ja, wie es ist. Man ist erst dann bereit, eine weitere Säule zu besuchen, wenn man sie auch erreichen kann. Und ich sah, dass der siebte Turm weit, weit in der Ferne stand, dass ich ihn noch nicht erreichen würde. Also lasse ich mir Zeit und versuche es ein anderes Mal. Man sollte nichts übereilen. Sonst läuft man Gefahr, sich selbst zu verlieren – und das wäre ein klein wenig kontraproduktiv.“ Er lachte.

„Hm. Damit bringen Sie mich zum Nachdenken. Danke. Ich werde jetzt weiterfliegen; die sechste Säule erscheint mir fast zum Greifen nahe ...“

„Na, dann viel Erfolg! So weit auf dem Weg sind nur wenige Menschen, entsprechend bin ich mir sicher, dass wir uns bald einmal wiedersehen werden. Alles Beste!“

Ich bedankte mich bei dem jungen Mann und eilte zur sechsten Säule. Ich war noch immer verstört, dass er kein Blut sehen konnte. Vielleicht bildete ich mir das ja nur ein? Oder das ganze Blut war eine Projektion meiner Mordgedanken. Oder aber: Durch meine Krankheit sah ich die Realität anders, als sie wirklich war? Ich lachte, etwas bitter. „Realität“. Wenn man träumt.

Egal.

Die Sonne war schon untergegangen, als ich den sechsten Turm erreichte, und ein fahler Mond erleuchtete die Landschaft schwach. Ich wusste nicht, was ich erwartet hatte – mehr Blut vielleicht? Jedenfalls raubte mir der Anblick den Atem.

Die sechste Säule wirkte gewachsen, nicht wie ein Bauwerk. Fleischklumpen waren an die Oberfläche genagelt, und ich erkannte, dass es sich bei der Substanz der Säule nicht um elfenbeinfarbenen Stein, sondern um Knochen handelte. Rippen stießen immer wieder hervor, an denen noch mehr Fleisch hing. Ich glaubte, eine Kette von Wirbelsäulen zu erkennen, Armknochen, Beinknochen, und die Rampen bestanden aus tausenden Schädeln, die mit Haar an einander gebunden waren. Das Blut troff wie aus Wunden und sah im Mondlicht schwarz aus. Der Gestank war unbeschreiblich, und unzählige Fliegen saßen auf der verwesenden Fleischmasse der Säule. Mir wurde übel, und ich riss mich zusammen, um mich nicht zu übergeben.

Ich vernahm das Om wie bei den anderen Säulen, konnte aber noch klarer als bei der fünften die Worte, die dahinter versteckt waren, heraushören. Worte, na ja. Gemurmel traf es besser; ich konnte keine Aussage ausmachen. Aber der Rhythmus erinnerte mich an etwas, etwas von früher. Ich flog in einem engen Bogen um die Säule, und ja, die gesamte Oberfläche war von Fleisch und Blut bedeckt. Da, wo keine Knochen zu sehen waren, erkannte ich den schwarzen Kern der Säule, wie aus Onyx, gehauen von Titanenhänden, eingehüllt in einen knöchernen Panzer. Ich blickte hoch und stellte verwundert fest, dass ich das obere Ende des Turms in der Ferne erblicken konnte. Waren die Säulen nicht unendlich hoch? Ich wollte es mir ansehen.

Viel schneller als erwartet erreichte ich das Ende des Turms. Er lief nicht zu einem Spitz zu, vielmehr sah es so aus, als ob er abgeschnitten wäre. Auf der planen, riesigen Fläche lagen vereinzelte Skelette im schwarzen Sand. Im Zentrum des Plateaus erkannte ich ein kleines Haus. Neugierig flog ich hin.

Das Haus war wirklich klein, eher eine Hütte. Die Perspektive spielte Streiche mit meiner Wahrnehmung; ich erwartete, dass die Hütte anwachsen würde – immerhin hatte ich mich weit von ihr entfernt befunden, als ich sie erblickte. Aber sie behielt ihre Größe bei, je näher ich kam. Flackerndes Licht schien durch die Fenster, und als ich landete, hörte ich einen Mann summen. Bass. Ich klopfte an der dunklen Holztüre an.

„Herein“, sprach eine ältere, aber freundliche Stimme. Ich öffnete die Türe und betrat die Hütte. Wieder verschlug es mir den Atem.

Ich stand in einem großen Raum mit schwarzen Steinwänden und einem polierten Boden. Ein gewaltiges Tor war in die Wand gegenüber der Eingangstüre eingelassen, rechts daneben stand ein Schreibtisch, an welchem der summende Mann saß. Hohe Fenster waren in die Wände gehauen, und in

regelmäßigen Abständen standen große Feuerbecken, die den Raum beleuchteten. Ich schritt zum Schreibtisch.

Der Mann trug eine farbenfrohe Livrée und eine weiße Perücke. Er war glattrasiert und blickte mich lächelnd aus grauen Augen an. Er erhob sich aus seinem Sessel und verneigte sich.

„Willkommen an der sechsten Station! Was kann ich für Sie tun? Eine Erfrischung vielleicht?“ Er öffnete eine Schublade seines Schreibtisches und zog eine Flasche irischen Whiskeys heraus. Ich bedankte mich und bat um ein Glas. Wir prosteten uns zu. Der Whiskey war ganz ausgezeichnet, aber ungewohnt: Er war süßlich, mit einem Hauch Erdbeere, aber er brannte nicht wie ein Liqueur. Torfig. Der Mann deutete auf einen zweiten Sessel neben dem Tisch, und ich ließ mich nieder.

„Wohl bekomm’s! Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?“

„Alfred Wankdorf“, gab ich zurück.

Der Mann lachte. „Ja, das sind Sie wirklich ... noch immer. Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Wankdorf. Mein Name ist Jakob Derringer. Sie können mich Jake nennen.“

„Einfach nur Alfred. Danke für den Drink.“

„Es ist mir eine Freude. Ich habe so selten Besuch hier. Die sechste Station wird nur von wenigen Träumern erreicht; gestern Nacht war ein junger Mann hier.“

Ich nickte. „Ich glaube, ich habe ihn getroffen. Er ist auf dem Weg zurück, bei der fünften Säule. Er sah freundlich aus.“

„Ja, das war er auch. Eine nette Überraschung; die meisten Träumer, die so weit vorstoßen, sind eingebildete Egozentriker. Und, unter uns gesagt, das hält

sie auch zurück. Immer dieses Ego ... aber was erzähle ich, Robert wird Ihnen das alles schon erklärt haben.“

„Robert? Sie kennen ihn?“ fragte ich erstaunt.

„Natürlich, er war schon oft hier. Er hat ein Joint-Venture mit meinen Herren. Ich bin froh, dass er Sie gefunden hat, Alfred. Er stagnierte so lange, wartete auf den nächsten Hinweis. Und ich sehe, dass Sie der richtige Kandidat sind. Das Spiel geht weiter!“

„Jake, das klingt jetzt vielleicht etwas komisch, aber kennen Sie einen dunkelhäutigen Herrn, der in einem Schloss wohnt? Er wirkt wie ein Scheich, ein König, ein Pharao auf mich.“

Jake lachte. „Sicher, er arbeitet in derselben Firma. Sein Name ist Nye.“ Dann verfinsterte sich seine Miene. „Sie haben ihn getroffen? Das ist wirklich ... außergewöhnlich.“

„Ja, zweimal“, gab ich zurück.

„Potzblitz! Gratulation!“

Ich wusste nicht, wozu mir Jake gratulierte, aber ich ließ die Frage stecken. Viel mehr interessierte mich die Sache mit dem Fleisch, mit dem Blut ...

„Ich wundere mich, Jake. Die fünfte Säule erschien für mich blutverkrustet, und die sechste Station, also die Säule hier ... verwesendes Fleisch, Knochen, mehr Blut. Der junge Mann jedoch, von dem wir sprachen, konnte das Blut nicht sehen. Was geht hier vor?“

Jake legte seine Stirn in Falten und dachte nach. Er hatte einen bedauernden Blick, als er wieder zu mir sprach. „Ich verstehe. Es tut mir leid für Sie, Alfred. Ich mag Sie, Sie scheinen ein feiner Kerl zu sein. Hat Robert etwas dazu gesagt? Ich kann mir nicht vorstellen, dass er Sie einfach machen lässt. Es wäre ihm zu wichtig.“

Ich war verwirrt. In der Ferne konnte ich ein piependes Geräusch hören.

„Robert drängt mich, jemanden zu ermorden. Die Zeit sei knapp, daher sei es nötig, dass ich das tue, da ich sonst zerfallen würde.“ Das Piepen wurde lauter, und ich schüttelte irritiert den Kopf. „Gibt es vielleicht eine andere Möglichkeit? Ich kann das nicht tun! Bitte, wenn Sie etwas wissen, dann helfen Sie mir!“

Die Wände um uns herum schienen sich aufzulösen, und ich stellte mit Entsetzen fest, dass ich aufwachte. Jake nickte mir zu, blieb aber still.

„Bitte, helfen Sie mir!“ stieß ich nochmals heraus.

Jake – Jakob – lächelte mich an. „Es gibt immer einen anderen Weg. Es gibt immer mehrere Möglichkeiten. Zum Beispiel könnten Sie ...“

Der piepende Lärm war ohrenbetäubend, und ich verstand ihn nicht mehr. Er verschwamm vor meinen Augen, und ich lag in meinem Bett in Banbury, neben mir der klingelnde Wecker. Ich heulte frustriert auf und warf das vermaledeite Gerät an die Wand.

20

Freitag.

Ich saß in meinem Büro und grübelte – ich war noch immer durcheinander von meinen Träumen und dem Treffen mit Eva. Überraschenderweise beschäftigten mich die Träume mehr; ich hatte mit Eva abgeschlossen. Sie war mir nicht mehr wichtig. Sie wäre die falsche Kandidatin für die Opferung gewesen. Die „emotionale Ladung“, wie Robert es nannte, wäre zu gering, es hätte kaum funktioniert. Die fast drei Jahre Funkstille hatten meine Gefühle für sie stärker gedämpft, als ich es gedacht hätte, ich hatte mir die „Liebe“ zu ihr nur eingeredet; ein pavlovscher Reflex beim Kontakt mit einer Ex-Freundin. Ich brauchte ein anderes Opfer ... Nein! Kein Mord! Es musste doch eine Alternative geben!

Meine Gedanken kreisten. Der Mann in meinem Traum, Jake oder Jakob, meinte, dass es noch eine andere Möglichkeit als Mord gebe, um aus meiner Misere herauszufinden. Aber ich konnte mir nicht vorstellen, wie das aussehen sollte. Vielleicht in ein Kloster gehen? Meditation und Kontemplation? Summten die Säulen in meinen Träumen nicht ein Om? War das ein Hinweis? Dann fiel mir wieder die Drei-M-Theorie ein: Marriage, Murder, Madness. War das die Antwort? Marriage bedeutet, dass man sich mit einer Situation anfreundet, mit ihr zusammenarbeitet. Murder, dass man die Situation aktiv ablehnt, sich ihr entgegenstellt, sie „tötet“. Madness wäre wirklich der

Wahnsinn – das Erschaffen einer eigenen Realität, in der die Situation nicht mehr stört, keine Dissonanz mehr auslöst. Wie würde das in meinem Fall aussehen?

Heirat – durch einen Akt des Willens akzeptiere ich, dass Robert ein Teil von mir ist. Ich arrangiere mich mit meiner Zerrissenheit, gebe mein Ego auf. Robert sagte, dass ich dazu nicht fähig sei. Fällt also weg.

Mord – ich weigere mich und unterdrücke Robert, die Mordgedanken, die ganze Sache. Ich lasse mich von Dr. Garland in eine Klinik einweisen und werde zum Thorazin-Zombie. Ich gebe mich selbst auf. Nicht sehr attraktiv.

Wahnsinn – ich folge Roberts Auftrag. Ich töte jemanden, agiere also tatsächlich psychotisch, verändere mein Weltbild und mich selbst, werde zum Mörder. Aber könnte ich mich dazu überwinden? Ich wusste es nicht.

Der Wahnsinn schien die einzig praktikable Lösung zu sein, wie Robert schon sagte. Die Alternative wären Psychopharmaka. Aber ich konnte doch niemanden ermorden! Das war völlig unmöglich! Ich zitterte am ganzen Körper.

Sprichst du wieder zu dir selbst? Hast du immer noch nicht eingesehen, dass kein Weg daran vorbeiführt? Wir haben nur noch zwei Tage, dann ist alles verloren. Du bist in deiner eigenen Hölle gefangen. Das willst du doch nicht, oder?

„Halt den Mund!“ schrie ich innerlich. „Ich werde niemanden töten! Eher lasse ich mich sedieren!“

Dann bist du für immer zerrissen. Du würdest nie wirklich DU sein.

„Aber das wäre mir egal! Ich würde es nicht einmal merken ...“ Ich griff nach dem Telefon; ich wollte umgehend Dr. Garland anrufen. Er sollte mich einweisen.

Nein. Wir haben zu lange auf diesen Moment gewartet. Wirf es nicht weg, nur weil du zu schwach bist, dein Ego aufzugeben.

„Hattest du einen schönen Abend, Alfred?“ Bea stand in der Türe zu meinem Büro und lächelte mich an. Ich ließ meine Hand sinken und fasste mich. Smalltalk, vielleicht würde mich das auf andere Gedanken bringen.

„War ganz okay. Ich fuhr nach London, traf mich mit meiner Ex, trank ein paar Biere, fuhr wieder heim.“

„Oh“, sagte Bea. Sie schien unangenehm berührt zu sein. Eifersucht vielleicht? „Eva, oder? ... Wie war es?“

Ja, Eifersucht. Ich lächelte. „Wir hatten uns nichts mehr zu sagen. Die vielen Monate haben uns auseinander gebracht. Ich bin nicht sehr traurig darüber, wenn ich ehrlich bin.“ Ich räusperte mich und griff nach einer Zigarette.

„Unsere Verabredung für heute Abend steht noch?“

„Na sicher doch! Ich freue mich schon so darauf!“ lächelte Bea. Dann verließ sie mein Büro, und ich griff nochmals nach dem Hörer.

Bea ist ideal. Du sorgst dich um sie, hast tief in dir Gefühle für sie, welche dir nicht wirklich bewusst sind. Gib dir doch die eine Chance, versuche es zumindest. Wirf nicht alles weg, nur weil du glaubst, es nicht tun zu können. Bist du denn nicht ein kleines bisschen neugierig, ob du über deinen eigenen Schatten springen kannst, diesen riesigen Schritt vorwärts gehen wirst?

Ich WAR neugierig. Der Hörer in meiner Hand summte, und ich hängte wieder auf. Ich war es mir schuldig herauszufinden, wie weit ich gehen würde. Ich konnte mich auch morgen noch in die Psychiatrie einliefern lassen ...

Ich drückte die Zigarette aus und schob diese Gedanken fürs erste zur Seite. Heute Abend würde ich mit Bea allein sein.

Gut.

Es war ein warmer Tag, und ich beschloss, wie viele andere Leute auch, über Mittag ein Sandwich im Park zu essen und etwas spazieren zu gehen. Die Sonne strahlte von einem knallig grünen Himmel, vereinzelte Schäfchenwolken zogen vorbei, während ihre Schottenkaro-Muster im Takt zum Vogelgezwitscher pulsierten. Ich wusste, dass Wölkchen in der Regel nicht wie Kilts aussehen oder dass der Himmel nur selten grün ist, aber alles machte einen stimmigen Eindruck auf mich. Ich lächelte und genoss das schöne Wetter.

Ich saß auf einer Parkbank beim Teich. Einige wenige Enten schliefen auf dem Wasser, um dann von spielenden Kindern aufgeschreckt zu werden und ein paar Meter weiterzuschwimmen. Ich mümmelte an meinem Roastbeef-Sandwich und fühlte mich das erste Mal am heutigen Tag wohl. Ich dachte nicht mehr über Bea und den geplanten Mord – oder das „Experiment“, wie ich es mittlerweile nannte – nach. Ich würde es auf mich zukommen lassen und einfach abwarten, was passierte.

Ein dürrer, langhaariger Kerl marschierte um den Teich. Er wäre mir nicht aufgefallen, wäre sein T-Shirt nicht so knallig rot gewesen. Als er auf seiner Route Kurs bei mir vorbeikam, weiteten sich meine Augen. Es war kein rotes T-Shirt. Es war Blut.

Ein tiefer Schnitt schlitzte das Hemd von Bauch bis Hosenbund auf, und die klaffende Wunde blutete durch das verbleibende Gewebe. Wie konnte er so gehen? Der Mann blieb stehen, und er starrte mich an. Aber das konnte nicht sein, seine Augen waren nur rote Höhlen, ausgestochen oder von Vögeln herausgepickt. Der Mann hob seinen Arm, zeigte auf mich und öffnete den

Mund. Seine Zunge war abgeschnitten, aber er gab ein schrilles Stöhnen von sich, das mir durch Mark und Bein ging.

Weg. Ich musste weg.

Ich erhob ich mich auf zitterigen Beinen und ging in Richtung Parkausgang. Ich blinzelte kalten Schweiß aus meinen Augen, rempelte so einen älteren Herrn an, und als er sich umdrehte, sah ich, dass auch er keine Augen mehr hatte. Er zeigte anklagend auf mich und kreischte. Hinter ihm sah ich weitere Personen, Männer und Frauen, welche ihre Arme hoben und in meine Richtung deuteten.

Ich rannte los.

Immer wieder sah ich einen Mann, eine Frau, ein Kind, die am Wegesrand starr und blutüberströmt herumstanden, anklagend auf mich zeigten und schrieten. Endlich am Parkausgang angekommen, war mein Weg versperrt. Vor mir stand eine Familie – mit einem Kinderwagen, mein Gott! – die im Chor aufheulte und mit schleppendem Gang auf mich zukam. Ich blickte mich voller Panik um und sah, dass eine ganze Armee von verstümmelten Menschen mit erhobenen Armen auf mich zuwankte, die Gedärme hinter sich herschleifend. Ich sank in mich zusammen und schlang die Arme um meinen Kopf, um den Lärm abzuhalten, das ohrenbetäubende Schreien und Kreischen; ich schloss die Augen, um die anklagenden Gebärden nicht mehr sehen zu müssen, und ich wimmerte.

„Ist alles in Ordnung mit Ihnen? Kann ich Ihnen helfen?“ Ich spürte eine Hand auf meiner Schulter und hob erschrocken den Kopf. Vor mir stand ein Mann in einem dunkelgrauen Anzug, der mich sorgenvoll ins Auge fasste. Ich schaute ihn irr von Kopf bis Fuß an, sah aber kein Blut, keine Eingeweide. Ich schluchzte auf, brachte kein Wort heraus.

„Soll ich einen Krankenwagen rufen? Oder die Polizei? Wurden Sie überfallen?“

Ich schüttelte den Kopf und erhob mich langsam aus meiner kauernenden Stellung. Ich krächzte ein „Nein – danke, es ist alles in Ordnung, ich hatte mich nur verschluckt“ und verließ den Park, so schnell ich konnte. Verwunderte Blicke folgten mir, aber ich vermied es, die Menschen um mich herum genauer anzuschauen.

Ich eilte in meine Wohnung und schloss mich ein. Den Rest des Nachmittags verbrachte ich zitternd auf dem Fußboden sitzend, an die Tür gelehnt, und ich fragte mich, ob ich denn eine andere Wahl hatte, als Bea zu ermorden.

21

Bea hob ihr Glas, ich tat es ihr gleich. Wir stießen an und tranken einen Schluck des Rotweins. Nicht schlecht. Chianti, 2002. Das Shepherd's Inn hatte mich schon bei meinem ersten Besuch überrascht. Von außen sah es wie ein typisches Landgasthaus aus, aber drinnen herrschte eine gepflegte, aber nicht übertriebene Eleganz. Die Küche war kosmopolitisch – französisch, thai, englisch – und die Getränkeauswahl wohlsortiert. Neben der Bar hatte das Shepherd's Inn nur einen weiteren Raum, wo etwa ein Dutzend kleine Tische mit weißem Leinen, Blumenarrangements und je einer Kerze standen. Wie nicht anders zu erwarten an einem Freitag, war das Lokal voll; ich war froh, reserviert zu haben.

Ich trug schwarze Cordhosen und einen schwarzen Pullover, Krawatte wurde glücklicherweise nicht verlangt. Die Entscheidung für die Kleidung fiel mir nicht leicht, aber ich dachte mir spontan, dass man auf schwarzem Stoff etwaige Blutflecken schlechter sehen würde. In meiner Hosentasche steckte ein neues Klappmesser. Ich schwitzte ein wenig, aber wenigstens halluzinierte ich nicht mehr. Ich hoffte, dass das so bleiben würde.

Es war still an unserem Tisch. Zeit für ein wenig Geplauder.

„Bea, fühlst du dich bei Widow's Son eigentlich wohl? Ich habe den Eindruck, du bist zu gut, um nur als Assistentin zu arbeiten. Du würdest doch sicher einen besseren Job finden.“

Bea errötete. „Weißt du, Alfred, das ist nicht ganz so einfach. Ich frage mich ...“ Sie schien nachzudenken. „Nein, das kann ich dir noch nicht

erzählen. Es ist mir zu peinlich.“ Ihr Gesicht sah jetzt aus, als sei es aus einer Roten Bete geschnitzt.

Ich lachte. „Ach, peinlich ... kann ich verstehen. Du musst es mir nicht erzählen, aber es würde mich interessieren. Verzeih mir die Frage, aber hat es vielleicht etwas mit mir zu tun?“

„NEIN!“ stieß Bea heraus. Dann, etwas ruhiger: „Nein, keine Sorge. Es ist nur ... ach, weißt du, ich bin nicht so stark und robust, wie ich vielleicht auf dich wirke.“

Das klang interessant. Den Smalltalk hatten wir aber schnell hinter uns gelassen ... Ich nickte ihr lächelnd zu.

„Ich habe gewisse ... Probleme. Na, wer hat die nicht? Jedenfalls bin ich nicht belastbar genug, um in der freien Wirtschaft groß herauszukommen. Schon die Position als deine Assistentin ist immer wieder eine Herausforderung; die ganze Hektik, der Stress ... ich sollte dir das nicht sagen. Wahrscheinlich wirst du mich jetzt entlassen.“ Sie nahm einen großen Schluck Wein zu sich.

Ich schüttelte den Kopf. „Nein, mach dir da keine Sorgen. Ich schätze deine Arbeit sehr, du bist mir eine große Hilfe. Wenn du private Probleme hast, mit deinem Freund vielleicht ...“

„Nein, das ist es nicht.“ Sie zögerte, dann nickte sie. „Was ich dir jetzt sage, habe ich bisher nur einer anderen Person erzählt. Ich ... ich höre Stimmen.“

Mein Kinn drohte, auf den schön dekorierten Tisch zu fallen, aber ich beherrschte mich. Bea schien es nicht aufzufallen, sie kam richtig in einen Fluss.

„Ich höre schon seit meiner Jugend Stimmen. Ich dachte früher, dass das meine Schutzengel wären, oder die Stimmen Verstorbener. Sie sind meistens

freundlich zu mir, erzählen mir vieles, aber manchmal, besonders dann, wenn ich unter Druck stehe, werden sie bedrohlich. Stress tut mir nicht gut, dann sind sie laut. Die Medikamente helfen, aber machen mich müde. Eigentlich dürfte ich auch keinen Alkohol trinken, aber das ist mir im Moment egal.“ Sagte es und leerte ihr Glas. Ein aufmerksamer Kellner füllte unsere Gläser nach. Ich schwieg.

Sollte ich ihr von meiner eigenen Situation erzählen? Vielleicht würde sie es verstehen. Waren wir in derselben Situation? Ich entschloss mich für einen vorsichtigen Ansatz.

„Das kann ich sehr gut nachvollziehen, Bea. Danke, dass du mich ins Vertrauen gezogen hast. Vielleicht beruhigt es dich zu wissen, dass du mit diesem Problem nicht allein bist. Viele Menschen hören Stimmen oder sehen imaginäre Dinge ...“

Was machst du da?

Ich ignorierte Robert. Bea starrte mich ungläubig an. Ich nickte ihr zu. „Ja, ich höre auch Stimmen. Gerade eben wieder. Und ich bin auch in Behandlung wegen meiner Halluzinationen. So, jetzt ist es raus.“

„Oh Gott, das tut mir leid. Ausgerechnet du, der du immer so pragmatisch bist.“ Sie legte ihre Hand auf die meine. „Willst du mir mehr davon erzählen?“

„Viel zu erzählen gibt es nicht. Die Stimmen sind eine relativ neue Entwicklung, aber ich sehe schon seit Jahrzehnten eigenartige Dinge, die nicht existieren. Und die mich auch in Angst versetzen.“

Stopp! Hör auf, Alfred! Du verbrüderst dich mit ihr, und dann kannst du nicht tun, was du tun musst. Du wirst ihr Vertrauter werden, sie deiner, und es wird dir noch schwerer fallen, sie zu töten!

In meinem Kopf sprach ich zu Robert: „War das nicht die Idee? Emotionale Ladung? Sollte ich sie nicht mögen? Hätte das Opfer sonst einen Wert?“

Tu, was du nicht lassen kannst. Aber schieb es nicht mehr lange auf. Nur noch etwas über einen Tag!

„Alles in Ordnung, Alfred? Deine Lippen bewegen sich.“ Bea blickte mich besorgt an.

Ich winkte ab. „Ich wies nur gerade eine Stimme ab, das ist alles.“ Ich lachte. „Du siehst, ich kann deine Situation gut verstehen.“ Ich hielt ihre Hand etwas fester und spürte, dass Bea den Griff erwiderte.

Du sollst nicht mit ihr schlafen, du sollst sie töten! Achtundzwanzig Stunden!

„Mehr Wein!“ Ich trank aus und goss mir selbst nach. Bea schaute mir kritisch zu.

„Willst du dich betrinken, Alfred?“

„Ja!“ lachte ich. „Damit ich endlich meine Ruhe habe. Cheers!“ Ich trank schnell, füllte das Glas wieder auf. Roberts Stimme wurde immer leiser, bis ich ihn nur noch als Gemurmel im Hintergrund wahrnehmen konnte. Bea lächelte mich vorsichtig an.

„Übertreib es bitte nicht. Wir haben ja noch nicht einmal gegessen, und das will ich nur ungern verpassen.“ Wie aufs Stichwort kam der Kellner, und wir bestellten. Ich nahm das rote Thai-Curry mit Reis, Bea den Blackbird Pie mit Chips. Als der Kellner mit der Bestellung in die Küche eilte, lehnte ich mich verschwörerisch vor.

„Weißt du, meine Stimmen mögen es nicht, wenn ich Alkohol trinke. Sie werden dann immer stiller, bis sie ganz verschwinden. Und gerade eben war die eine der Stimmen, die ich Robert nenne, doch sehr penetrant ... ich will mich auch nicht besaufen, aber wenn es hilft ...“

Bea nickte. „Das ist bei mir sehr ähnlich, auch wenn ich die Stimmen eh nur sehr leise vernehme. Aber schon nach ein, zwei Gläsern Wein oder Bier verstummen sie ganz. Deshalb pfeife ich auch auf die möglichen Wechselwirkungen mit meinem Medikament und trinke auch mal einen über den Durst. Wie heute.“

Ich hob mein Glas und prostete ihr zu. Wir verstanden uns. Ja, wir verstanden uns ... Vielleicht würde sie mir bei meinem Problem weiterhelfen können? Das Messer brannte ein Loch in meine Hose, aber in mir kam die Gewissheit auf, dass ich Bea nicht töten könnte. Wir waren uns ZU ähnlich.

„Bea, deine Stimmen ... verlangen sie manchmal Dinge von dir, die du gar nicht machen willst?“ Vorsicht!

„Ja, aber seit meiner Therapie nur noch sehr selten. Früher war das anders, da zwangen mich die Stimmen dazu, zum Beispiel mein T-Shirt auszuziehen oder jemanden zu beleidigen. Und was dann mit Gabriel geschah ...“ Sie verstummte.

„Was war denn damit? Er hat mir nie erzählt, weshalb ihr euch getrennt habt. Er meinte nur, dass du zu verrückt für ihn bist. Ich dachte, er meint das im übertragenen Sinne ...“

Bea nahm einen weiteren Schluck Wein und tupfte sich sorgfältig die Lippen ab. Dann: „Ja, unser Psychologiestudent Gabriel. Als ich ihm das erste Mal von meinem Problem erzählte, war er fasziniert. Es passte in sein Beuteschema. Er, der Meister, ich, die Schülerin. Helfersyndrom. Aber ich spürte, dass er mich nicht wirklich verstehen konnte, dass ihn mein Zustand verstörte. Und irgendwann merkte er es auch. Die Spannungen zwischen uns wurden immer größer, und wie ich schon sagte, vertrage ich Stress nicht gut. Die Stimmen wurden lauter, wenn ich mit Gabriel zusammen war, und eines

Abends kam es zur Explosion. Ich habe ihn ziemlich ... zusammengestaucht.“ Sie schaute mich traurig an. „Dabei war ich doch glücklich mit ihm. Aber ich war zu anders, als dass es hätte funktionieren können. Er hat mich immer nur analysiert, nicht wirklich verstanden.“

Bald darauf kam unser Essen, und wir genossen jeden Bissen. Wir tauschten Gabeln voll Pie und Curry aus und sprachen über alltägliche Dinge – das milde Wetter, der nervige Mr. Janos, die letzten Kinofilme, die wir jeweils gesehen hatten. Bea zeigte sich als intelligente Gesprächspartnerin, und ich merkte gar nicht, wie die Zeit verflog. Aber in meinem Hinterkopf spürte ich eine tickende Uhr.

Egal.

Gegen elf Uhr waren wir beide ziemlich angeheitert, wenn nicht sogar schon betrunken. Ich spielte mit dem Gedanken, Bea zu mir einzuladen, aber fürchtete mich davor, was ich ihr antun könnte, wenn wir allein wären. Ich küsste sie zum Abschied auf die Wange und wünschte ihr ein schönes Wochenende. Sie schaute mich gleichzeitig freudig und enttäuscht an, stieg in ein Taxi und fuhr fort.

Kaum war sie gegangen, fiel der ganze Abend um mich zusammen wie ein Kartenhaus. Mein Magen hob sich, ich übergab mich auf die Straße. Dann wischte ich mir den Mund mit dem Ärmel ab.

Ich war verzweifelt und wankte jammernd heim, um mir noch einen Whisky einzugießen und mich mit zu lauter Musik zu betäuben. Aber es half nichts; immer enger zogen sich meine Gedankenkreise, ich zitterte und sah nur noch Schwärze vor mir, hinter mir, in mir.

Ich konnte mich nicht mit Medikamenten ruhigstellen lassen, das widersprach all meinen Überzeugungen. Dr. Garland konnte mir also auch

nicht helfen, niemand konnte mir helfen. Ich war allein mit meiner Misere, und ich hatte nicht das Zeug dazu, da aus eigener Kraft herauszufinden.

Plötzlich, wie ein Sonnenstrahl an einem regnerischen Tag, erreichte mich die Erkenntnis, der einzige Ausweg, der mir noch blieb und den ich so lange verleugnet hatte:

Ich würde mich umbringen.

22

Für einen Moment herrschte so etwas wie Klarheit in meinem Kopf, trotz des Alkohols. Ich würde mich also umbringen. Okay. Und wie?

Pulsadern aufschneiden – ich hatte nur einen elektrischen Rasierer daheim.

Erhängen – wo? Im Wohnzimmer? Nein.

Erschießen – womit? Mit meinem Akkuschauber?

Runterspringen – runterspringen ... runterspringen ... das könnte funktionieren. Banbury hatte einige hohe Gebäude, aber ich fragte mich, ob ich da um diese Zeit noch reinkommen würde. Dann hatte ich DIE Idee: Die Eisenbahnbrücke kurz vor dem Bahnhof. Genau.

Ich zog meine Lederjacke an, löschte das Licht in meiner Wohnung und machte mich auf den Weg. Angetrunken wankte ich im Licht des Halbmondes durch die Straßen. Der Mond hatte einen Hof, es würde wohl bald Regen geben. Aber das konnte mir ja egal sein. Aber wären die Straßen nass gewesen, hätte die Nacht noch mehr wie in einem Film Noir gewirkt. Schon so fühlte es sich gefährlich an, draußen zu sein. Vielleicht würde ich ja überfallen und ermordet werden? Das wäre doch auch nicht schlecht ... aber ich wollte nicht zu viel Schmerz spüren, dazu war ich zu feige. Also blickte ich mich vorsichtig und immer noch sturzbetrunken um, wenn ich an einer dunklen Gasse vorbeikam, blieb im Lampenlicht und torkelte so schnell es ging zum Bahnhof. Unterwegs begegnete mir niemand, was mich überraschte – immerhin war es Freitagnacht, die Leute würden ausgehen.

Ich wusste nicht wie, aber plötzlich stand ich auf der Brücke. Unter mir verliefen die Gleise von und zum Bahnhof von Banbury, hinter mir führte eine vierspurige Autostraße über die Brücke. Aber kein Auto war zu sehen, auch kein Zug. War das alles vielleicht gar nicht echt? Träumte ich, redete ich mir dieses Erlebnis nur ein? Alkohol-initiierte Episode?

Ein Weg, das herauszufinden. Ich griff mit beiden Händen an das rostige Eisengeländer. Unter meinen Fingern brachen Flocken von Farbe ab, die auf meine Schuhe rieselten. Ich blickte hoch zum wolkenverhangenen Mond und schrie laut: „So weit ist es also gekommen! Hörst du mich, Robert? Sieh, was du angerichtet hast! Diese Scheiße ist allein deine Schuld!“

Du willst dich also umbringen, hmm?

Roberts Stimme klang ruhig und sachlich, aber auch stark gedämpft, wie aus einem anderen Zimmer. Ich erinnerte mich an die Drinks und verfluchte mich für mein Saufen. Ich würde nie wieder Alkohol anrühren. Dann fiel mir ein, dass ich mich ja umbringen wollte.

„Es bleibt mir keine andere Wahl, ich kann niemanden ermorden! Höchstens mich selbst, und das werde ich auch tun!“

Überleg dir das gut, Alfred. Selbstmord kann funktionieren, aber du hättest dann auch keinen Körper mehr. Wir müssten Jahre, Jahrzehnte warten, bis wir genug Energie aufbringen können, einen neuen Körper zu bewohnen. Und ohne Körper können wir auch nicht weitersuchen.

Ich war verwirrt. „Du willst mir das gar nicht ausreden? Und was meinst du mit weitersuchen?“

Robert lachte. *Glaubst du wirklich, dass das Spiel mit dir zu Ende sein wird? Oder dass du gar der erste bist? Wir machen das schon, seit es Menschen gibt. Schon so lange suchen wir nach den fehlenden Puzzle-Stücken unserer Identität, schon so*

lange schütteln wir jedes mal von neuem unser Ego ab. Unser Steckenpferd hat eine lange Tradition, und wir werden es weiterführen. Wenn du dich jetzt tötetest, wirst du es nur verzögern. Du kannst nicht stoppen, was du nicht in Gang gesetzt hast.

„Ich glaube dir nicht! Das ist nur ein Trick! Wenn ich tot bin, ist es aus! Ende! Es gibt kein Leben nach dem Tod, es gibt keine Geister! Die Synapsen in meinem zermatschten Gehirn werden aufhören zu feuern, und das war's dann auch mit dir! Und davor hast du Angst!“

Robert lachte erneut. *Glaub, was du glauben willst. Du wirst es ja bald besser wissen. Die emotionale Ladung der Selbsttötung ist außerordentlich stark. Du wirst gar nicht merken, wie du dein Ego abschüttelst, verdrängst, los wirst. Aber du nimmst dir so selbst die Erleuchtung. Es wird einfach anders sein als bisher, und du wirst es nicht selbst erfahren haben, was es heißt, eins zu werden. Du wirst dich nur durch uns daran erinnern können.*

Mein Kopf drehte sich, mir wurde übel. Ich ging in die Knie und erbrach noch mehr Curry, Wein und Whisky. Ich wischte mit dem Handrücken über meinen Mund und war etwas nüchterner.

So ist es besser. Jetzt müssen wir wenigstens nicht mehr schreien. Bist du jetzt bereit, zuzuhören?

Ich nickte still. In meinem Inneren zog sich mein Seele zusammen, und eine tiefe Trauer kam über mich. Aber ich wollte mehr wissen, bevor ich diese Welt verließ.

Der Körper ist nicht wichtig, er ist nur praktisch. Wir brauchten eine ganze Weile, um unseren letzten Körper zusammenzufügen. Das Puzzle-Stück vor dir hatte sich auch getötet und war im Nachhinein gar nicht glücklich darüber. Nicht dass wir den Körper vermisst hätten, nein. Aber wir waren gezwungen, dich still zu beobachten,

statt frühzeitig einzugreifen. Hätte dein Freund Stephan nicht den Schritt mit dem Aleph gewagt, hätte es noch länger gedauert.

„Stephan? Was hat er damit zu tun?“

Aber Robert blieb still.

Ich fühlte mich entzweigerissen. Ein Teil von mir wollte sich umgehend von der Brücke stürzen. Ein anderer Teil aber wollte wissen, was hier gespielt wurde. Ich griff wieder nach der Brüstung und blickte hinunter. Vielleicht zwanzig Meter. Würde das reichen? Oder würde ich querschnittgelähmt den Rest meines Lebens irr mit Roberts Stimme in meinem Kopf dahinvegetieren? Und was wäre mit dem Zugführer, der mich überfahren wird? Sein Leben wäre ruiniert. Ich wollte mich doch umbringen, damit ich niemandem sonst schadete ...

Robert hatte Stephan erwähnt. An ihn hatte ich lange nicht gedacht. Mein letzter Anruf war vor Monaten gewesen, noch bevor ich Robert das erste Mal getroffen hatte. Ich wunderte mich darüber. Stephan war nicht nur einer meiner engsten Freunde, sondern auch in spirituellen Dingen bewandert. „Hexenmeister“, eben. Weshalb nur hatte ich ihm nichts von meinem Besucher erzählt? Weshalb hatte ich nicht umgehend angerufen, als ich das Aleph erhalten hatte? Mir schwante Übles.

Egal.

Ich zog mein Handy aus der Jackett-Tasche und wählte Stephans Nummer. Es war kurz vor Mitternacht an einem Freitagabend, vielleicht würde er daheim sein. Das Telefon klingelte dreimal, viermal; beim fünften Mal nahm Stephan endlich ab.

„Ja?“ Er klang müde. Ich hatte ihn wohl geweckt.

„Hallo Stephan. Hier spricht Alfred.“

Stephan blieb einen Moment still, dann sprach er so, als ob er sich unter Kontrolle halten müsste. Weshalb, das wusste ich nicht. „Was ist passiert? Du hast es doch nicht getan? Oh mein Gott!“

„Was habe ich nicht getan? Stephan, ich brauche deine Hilfe ...“

„Du hast es also noch NICHT getan! Was bin ich froh! Alfred, wir müssen sprechen.“

„Ja, deshalb rufe ich auch an“, sagte ich irritiert. „Ich stehe hier an einer Eisenbahnbrücke ...“

„TU'S NICHT!!!“ schrie Stephan ins Telefon. Ich riss das Handy vom Ohr weg. Dann, etwas gefasster: „Tu es bitte nicht. Es gibt eine andere Möglichkeit! Ach, was war ich dumm ... es ist alles meine Schuld. Wie lange hast du noch?“

Stephan verwirrte mich, und ich hatte keine Lust auf Ratespiele. Eine große Hilfe war er im Moment wirklich nicht. „Wenn du meinst, wie lange es bis zum Aufprall dauert, dann rechne ich mit etwa zwei Sekunden ...“

„Das meinte ich nicht! Denk darüber nicht nach! Wie lange bleibt dir noch für den Wechsel?“

Jetzt war es an mir, aufgebracht zu sein. „Woher weißt du davon? Herrgott noch mal, wenn du davon wusstest, weshalb hast du mich in den letzten drei Monaten nicht angerufen? Spielst du etwa auch bei diesem Spiel mit?“

Stephan blieb jetzt ruhig. Ich hörte, wie er mit dem Telefon durchs Haus ging. „Wie lange hast du noch?“

„Bis morgen um Mitternacht.“

Stephan schwieg einen Moment, und er tippte offensichtlich etwas an einem Computer ein. „Okay, ich kann morgen gegen Mittag in Banbury sein. Mein Flug erreicht Luton um 10:45 Uhr, dann auschecken und auf den Bus. Können wir uns bei dir treffen? Wir brauchen Privatsphäre.“

Ich stotterte, als ich ihm antwortete. „Err, ja, err, das geht in Ordnung. Etwas überraschend. Aber gut, ja, ich werde auf dich warten ...“

„Gott sei Dank! Also, Alfred, geh jetzt bitte heim und versuch, nicht mehr an die Sache zu denken, bis ich mit dir gesprochen habe. Und erzähl niemandem etwas davon, dass ich kommen werde! Niemandem! Bis morgen!“

Damit hängte er auf, und ich stand in der kühlen Mondnacht. Es war noch immer weder Mensch, Zug noch Auto zu sehen, und ich fragte mich wieder, ob ich nicht träumte.

23

Hektisch flog ich an den ersten fünf Säulen vorbei. Ich MUSSTE weiterkommen, ich hatte nicht mehr viel Zeit. Es dämmerte bereits, als ich an der sechsten Säule ankam, aber ich wollte nicht verweilen. Vielleicht würde sich am siebten Turm ein Weg auftun, eine Möglichkeit zeigen, wie ich aus dieser vermaledeiten Situation herausfinden konnte. Ich war mir sicher, dass meine Träume etwas mit meinem Tagesleben zu tun hatten. Sicher, das ist bei allen Menschen so, aber ich sah in meinen Besuchen im Traumland eine direkte Verbindung zu den Gegebenheiten im wachen Leben. Ich sah einen direkten kausalen Zusammenhang. Diese Träume waren nicht einfach Projektionen meines Geistes, ein Versuch, mit den Problemen des vergangenen Tages kreativ fertig zu werden. Mein Traumleben war echt, vielleicht sogar echter als der Tag.

Ich überlegte mir, ob ich zur Spitze der sechsten Säule hochfliegen sollte, um mich mit Jakob zu treffen, verwarf die Idee aber umgehend. Ich wollte die siebte Säule erreichen. Also schoss ich in Richtung des nächsten Turms, welchen ich am Horizont erkennen konnte.

Es wurde wieder Nacht, und der fahle Mond erleuchtete die Landschaft. Was bisher grüne Wiesen und dunkle Wälder gewesen waren, wurde karger, felsiger. Vereinzelt erkannte ich Bäume oder Gestrüpp, schwarz vor dem silbrig-grauen Hintergrund der Wüstenlandschaft. Es war still, nur das Pfeifen des Windes war zu hören, und ich war allein. Kein anderer Träumer war in der Nähe, keine Pilger, niemand. Die siebte Säule schien nicht näher zu kommen,

noch immer stand sie am Horizont, einladend und zugleich drohend. Ich runzelte meine Stirn. War ich vielleicht noch nicht bereit, sie zu erreichen? War es noch zu früh? Ich strengte mich an und spürte, wie sich etwas in meinem Kopf krümmte, als wäre da ein Muskel, der die Realität kontrolliert. Und den ich die letzten Monate trainiert hatte.

Die Landschaft unter mir zog sich zusammen, als wäre sie aus Gummi. Felsen sprangen über die wabernde Oberfläche, und die siebte Säule schoss auf mich zu, kam mit jeder Sekunde näher und näher. War es so einfach? Ein Akt des Willens? Denn ich WOLLTE die siebte Säule erreichen, mit jeder Faser meines Körpers. Ein irres Lächeln verzog mein Gesicht.

Der Turm erschien schwarz im Mondlicht, und ich schätzte, dass es noch mehr Blut sein würde. Aber ich täuschte mich. Statt Fleischbrocken und Knochen bestand diese Säule aus Millionen von Leibern, welche aneinandergebunden waren; verwesende Leiber, bedeckt von einem Teppich von Fliegen. Arm an Arm, Bein an Bein waren die Körper mit ihren eigenen Eingeweiden gefesselt, im Kreis um die Säule herum. Nein, sie WAREN die Säule, sie bildeten das Bauwerk. Welcher wahnsinnige Architekt konnte sich so etwas ausgedacht haben? Die Menschen waren schon lange tot, niemand bewegte sich, stöhnte, schrie. Männer und Frauen und Kinder, aneinandergereiht wie Panele an einer Wand. Ich würgte ob des Gestanks. Aber gleichzeitig war ich auch ruhig; ich erkannte, dass es so sein musste, dass es schon immer so war, und dass ich es schon immer geahnt hatte. Die neun Säulen waren nicht göttlichen Ursprungs, kein Zeichen des Himmels; die neun Säulen waren das Resultat des menschlichen Strebens, in Substanz und Idee das Produkt von Menschen.

Auch dieser Turm war etwas kleiner, und ich erkannte das obere Ende im Mondlicht. Ich unterdrückte den Würgereiz und flog hoch, vorbei an den aufgeschnittenen Körpern und den sich mästenden Fliegen und deren Maden. Ich erreichte bald die Spitze der Säule, und wieder war es ein Plateau, übersät mit Leichen, die mit gebrochenen Gliedmaßen ineinander verwoben waren. In der Mitte der Ebene stand, wie schon bei der sechsten Säule, eine Hütte. Ich näherte mich ihr.

Sie sah genauso aus wie die Hütte zuvor. Ich klopfte an, hörte ein „Herein“ und öffnete die Tür. Verdutzt blickte ich mich um. Ich stand wieder in einem gigantischen Vorraum, und vor dem riesigen Portal in der gegenüberliegenden Wand stand wieder ein Schreibtisch, an dem ein Mann saß, der Jakobs Zwilling Bruder hätte sein können. Ich ging auf ihn zu, und er erhob sich.

„Willkommen, Alfred. Genau zur richtigen Zeit!“

„Wer sind Sie?“ fragte ich.

„Jakob, erinnern Sie sich nicht? Sie waren schon einmal hier.“

Verdattert nickte ich. War die Hütte, das Tor, etwa von allen Säulen aus erreichbar? War die Lösung so einfach?

Jakob unterbrach meine Gedanken. „Sie werden bereits erwartet. Ich sehe, dass Sie sich schon umgezogen haben. Gut!“ Ich blickte an meinem Körper herunter und sah, dass ich unter meiner Robe einen Smoking trug. Ich zog den Stoff über meinen Kopf und überreichte ihn Jakob, der die Robe in den Schreibtisch wegpackte. Dann schritt er zum Portal und hob einen großen, schweren Riegel hoch. Die Tore öffneten sich nach innen, und ich blickte in einen Ballsaal.

Ballsaal, da war doch etwas?

Egal.

Ich schritt durch das Portal, und Jakob zwinkerte mir zu, bevor er die Türen wieder schloss. Ich hörte Kammermusik und ließ meinen Blick in die Ferne schweifen. Ich erkannte eine Gruppe von Personen, welche reglos dastand. Sie schienen auf etwas zu warten. Ich ging auf sie zu.

„Da sind Sie ja endlich!“ quiekte ein dürres Mädchen in einem schwarzen Abendkleid. Sie hatte langes, rotes Haar, und sie erinnerte mich an jemanden. Ich entsann mich meines ersten Besuches im Ballsaal – aber war sie da nicht korpulent, nein, richtig dick gewesen? Überhaupt war die ganze Gruppe ausgemergelt. Die Abendkleider und Anzüge hingen auf den Gerippen wie von Kleiderbügeln, schienen mehrere Nummern zu groß zu sein. Und alle lächelten sie mich an. Ich kam mir vor wie in einem Ossarium.

Der Scheich – Nye? – war auch da und streckte mir seine Hand entgegen. Er war nicht ausgemergelt wie die anderen, wirkte normal. Er trug einen Frack mit weißer Fliege und Weste und schüttelte mir energisch die Hand. „Endlich! Wir haben so lange gewartet. Kann ich Ihnen etwas anbieten? Champagner? Etwas Stärkeres?“

„Ein Glas Wasser wäre schön, danke“, sagte ich. Der Scheich blickte mich verdutzt an, zuckte mit den Schultern, und plötzlich hielt ich einen Kristallkelch in meiner Hand. Ich nahm vorsichtig einen Schluck, und es war tatsächlich Wasser. Ich bedankte mich und wartete. Was sollte ich hier?

Die dürre Rothaarige lächelte mich breit an. „Können Sie uns einen Tipp geben, wie es ausgehen wird? Wir sind so gespannt! So viel Spaß hatten wir schon lange nicht mehr!“

Ich schüttelte den Kopf. „Ich hoffte, dass ich hier Antworten erhalten würde ... ich weiß nicht weiter.“

Ein Raunen ging durch die Gruppe, und Nye hielt seinen Kopf schräg. „Aber ist der Weg nicht klar? Wissen Sie nicht, was Sie zu tun haben? Oder haben Sie Angst davor?“

Ich trank mein Wasser, musste Zeit gewinnen. Was wollten diese Gestalten von mir? Mein Blick fiel auf die Revers der Anzüge um mich herum, und wie schon bei meinem ersten Besuch steckte bei jedem ein Symbol, diese Monaden, an der Kleidung. Einige der Symbole erkannte ich, aber ich konnte mir nicht vorstellen, weshalb sich so distinguierte Menschen Agrippa von Nettesheims okkulten Symbole von Dämonen ans Kleid heften sollten.

Egal.

„Ja, ich habe etwas Angst. Ich stand knapp davor, ganz aufzugeben.“

Die Gruppe blickte mich mit weit aufgerissenen Augen an, was ihnen mit so wenig Fleisch an den Knochen nicht schwer fiel. Wieder war es an Nye, mich anzusprechen. Er lachte wie der Unterhalter auf einem Kreuzfahrtschiff. „Na, dann sind wir doch alle froh, dass Sie NICHT aufgegeben haben! Das Finale steht kurz bevor, es wäre doch schade gewesen, wenn Sie das verpasst hätten!“ Er hob seinen Sektkelch. „Ich trinke auf Sie!“ Die anderen Gäste taten es ihm gleich und prosteten mir zu. Verlegen hob ich mein eigenes Glas. Innerlich rotierte mein Hirn.

Wer waren diese Leute? Was machte ich hier? Ich hoffte auf Antworten, aber fand nur weitere Fragen vor. Jeder Moment hier verstörte mich mehr. Die Gäste erwarteten etwas von mir, aber was mochte das bloß sein? Sie schauten mich, ja, gierig an. Ich fragte mich, ob sie die unzähligen Menschen ermordet hatten, welche die neun Säulen bildeten. Es schüttelte mich, aber ich kontrollierte mich, ließ mir nichts anmerken. Ich setzte ein Lächeln auf.

„Das ist ja ein Empfang! Vielen herzlichen Dank!“ Ich nahm einen weiteren Schluck von meinem Wasser und strahlte Unschuld aus. „Eine Frage hätte ich jedoch. Wer sind Sie überhaupt?“

Die Gäste blickten sich an, dann prusteten sie vor Lachen los. Nye wischte sich eine Träne aus seinen dunklen Augen. „Nanana, was interessiert sich der Schauspieler für das Publikum? Wir wollen Ihnen doch nicht die Überraschung verderben. Aber sagen Sie, was haben Sie jetzt vor?“

Ich blickte in seine fragenden Augen, und wieder schienen sich Sterne in ihnen zu bewegen. Mir wurde schwindlig, und instinktiv griff ich nach etwas, um mich festzuhalten. Zu spät merkte ich, dass ich Nye am Ärmel gepackt hatte. Er lächelte mich kryptisch an, und seine Augen weiteten sich. Der Boden unter meinen Füßen bebte, ich schwebte wenige Centimeter über den polierten Kacheln. Immer größer wurden die Augen, bis sie mein gesamtes Sichtfeld ausfüllten. Ich sah abgründige Schwärze und vereinzelte Lichter. Das waren keine Sterne, die ich da sah. Ich war mir sicher, das waren Seelen, gefangen im Körper dieses Scheichs, auf ewig in der Dunkelheit nach einem Ausgang suchend. Und auch mich wollte er sich einverleiben, auch ich würde in seinen schwarzen Augen kreisen. Ich fiel, alles drehte sich um mich herum, und Schwärze umschlang mich wie die Arme eines Liebhabers.

Ich schrie auf, aber ich hörte meinen eigenen Schrei nicht. Die Dunkelheit hatte Substanz, eine klebrige, furchtbar warme Substanz, und ich fühlte mich eingeeengt und bedrängt – gleichzeitig aber auch geborgen, als würde ich hierhin gehören. Ich wurde ruhig, akzeptierte mein Los und ließ mich in die Dunkelheit sinken, mit überkreuzten Armen, in Embryohaltung. Stimmen flüsterten in der Schwärze, als sängen sie ein Lied. Ich verstand kein Wort, aber der Rhythmus der Worte wiegte mich in einen tiefen Traum-Schlaf. Ich vergaß

alles; wer ich war, was ich war, was ich wollte und was ich wusste. Ich war einfach nur ich, aber Teil des Gesamten.

Und es war gut so.

24

Samstag.

Ich hob meine Glieder aus dem Bett und stöhnte. Heute war der letzte Tag, meine letzte Chance. Ich sehnte mich nach der Geborgenheit, die ich im Traum erleben durfte, wusste aber, dass ich sie wohl nie erhalten würde.

Oder vielleicht doch? Irgend etwas hatte sich in meinem Kopf verändert. Ich war ruhiger als die Tage zuvor, erstaunlich, wenn man an den Zeitdruck dachte. Aber ich hatte innerlich zu einem Teil mit mir abgeschlossen, mich mit der Situation arrangiert. Ich wusste, dass heute der Tag der Wahrheit war, dass es sich heute zeigen würde, wie es mit mir weiterginge. Marriage, Murder, Madness ... einen der drei Wege würde ich heute einschlagen.

Ich fühlte mich leicht und auch: neugierig. Ich war gespannt zu erfahren, was heute passieren würde. Stephan wäre in ein paar Stunden hier, und ich freute mich auf das Wiedersehen. Wir hatten uns monatelang nicht mehr gesprochen, was mich verwunderte. Ich dachte an das gestrige Telefonat; es klang fast so, als ob Stephan mir eine Lösung präsentieren könnte. Vielleicht war ich deshalb so ruhig?

Egal.

Den Morgen verbrachte ich wie in einem dichten Nebel. Am Mittag stapelten sich die Töpfe in meiner Küche und das Bad sah erstaunlich sauber

aus, so dass ich wohl gekocht und geputzt hatte. Daran erinnern konnte ich mich nicht. Mein Kopf war leer. Nur etwas blieb immer vor mir: dass Stephan bald kommen und mir helfen würde.

Robert sprach während der ganzen Zeit nicht zu mir. Und ich halluzinierte auch nicht, jedenfalls merkte ich es nicht, falls ich es doch tat. Ich fühlte mich bis auf meine fehlende Erinnerung zum ersten Mal in einer langen Zeit normal. Ich setzte mich mit einem Glas Wasser an meinen PC und stöberte ein wenig im Internet, während ich auf Stephan wartete.

Um ein Uhr dachte ich, dass es wohl gleich klingeln würde.

Um zwei Uhr seufzte ich. Er wurde wohl am Zoll aufgehalten.

Um drei Uhr wurde ich langsam nervös. Wo blieb Stephan?

Um vier Uhr wollte ich mir spontan einen Whisky zur Beruhigung eingießen, erinnerte mich aber an meinen Schwur, keinen Alkohol mehr anzurühren.

Um fünf Uhr zitterte ich und sehnte mir fast Robert herbei. Aber er blieb noch immer still.

Um kurz nach fünf klingelte es endlich an meiner Tür. Ich atmete auf. Stephan stürzte herein. Ich hatte ein unangenehmes Gefühl von Déjà-Vu.

„Endlich da! Entschuldige die Verspätung, aber der Zoll hat mich auseinandergenommen, dann verpasste ich den Bus, und schließlich hatten wir auch noch eine Panne.“ Er schleuderte eine kleine Reisetasche aufs Sofa und stützte seine Hände auf den Hüften ab. „Wie geht es dir? Du hast doch nichts Unbedachtes getan?“

Mir blieb die Luft weg. Ich hatte Stephan schon seit Jahren nicht mehr persönlich getroffen, daher überraschte mich sein Anblick doch ziemlich. Er hatte gehörig an Gewicht zugelegt und trug einen struppigen Bart im Gesicht.

Seine Haare waren ungewaschen und strähnig, und seine Schuhe hatten schon bessere Tage gesehen. Und er roch. Nicht nach Zigaretten, sondern nach Schweiß.

Egal.

„Mir geht es den Umständen entsprechend. Und nein, ich hielt mich in Sachen Selbstmord zurück. Offensichtlich.“

Stephan nickte. „Ja, ich bin nicht wirklich überrascht, dass du das in Betracht gezogen hast.“ Stephan schien genau zu wissen, was bei mir abging. Er fragte nicht nach, weshalb ich am Handy so aufgelöst gewesen war, sondern sprach zu mir, als ob es das normalste der Welt war, sich ein Mordopfer zu suchen oder seinen Selbstmord zu planen. Endlich jemand, der mich verstand! Ich hätte ihn schon viel früher kontaktieren sollen. Weshalb hatte ich das nicht getan?

Egal.

„Möchtest du dich nicht setzen? Vielleicht etwas zu trinken?“

„Gerne. Hast Du zufälligerweise Bier hier? Ich hätte Lust auf ein Bier.“

Ich ging in die Küche und öffnete den Kühlschrank, wo sich noch einige Dosen stapelten. Ich griff ich nach einem Bier für Stephan und füllte mir ein Glas mit Wasser.

„Hmm. Pils. Naja, besser als nichts. Cheers!“ sagte Stephan. Ich hob mein Glas, und wir tranken. Dann blieben wir eine lange Zeit still. Etwas bohrte in meinem Kopf, und ich fragte mich, ob Robert wohl zugegen war. Aber falls er zuhörte, dann blieb er still. Nach vielen Minuten übermannte mich meine Nervosität und ich sprach Stephan an.

„Du warst gestern am Telefon erstaunlich gut informiert, womit ich mich gerade herumschlage. Wie kommt das?“

Stephan schien vor meinen Augen zu altern. In Verbindung mit seinem schäbigen Äußeren sah er so wie ein Penner aus. Er blickte mir nicht in die Augen, als er sprach, und spielte mit seiner Bierdose herum.

„Ich hatte es dir schon vor zweieinhalb Jahren gesagt. Ich ging durch etwas sehr Ähnliches durch. Allerdings nicht so extrem wie du es tust. Ich fand andere Mittel und Wege, um mich selbst zu finden. Mittel und Wege, die dir als, hmm, Ungläubiger leider verschlossen blieben.“ Er nahm einen Schluck Bier. Es war der letzte Schluck in der Dose, und er stellte sie auf den Tisch. Ich erhob mich und holte ihm ein zweites Bier. Dann fuhr er fort. „Du weißt ja selbst am besten, wie sehr dir die eigene Zerrissenheit der Identität zu schaffen machte. Du gingst in die Psychiatrie, schlucktest Medikamente ... Vor drei Jahren dann, kurz vor deinem Besuch im August bei mir, standest du plötzlich vor meiner Tür und batest mich tränenvoll um Hilfe. Naiv wie ich war – oder eher, willensschwach wie ich dich einschätzte – entschloss ich mich für den Weg des Aleph. Den Königsweg, könnte man sagen.“

Ich schaute Stephan starr an und neigte meinen Kopf zur Seite. Ich konnte mich nicht daran erinnern, vor meinem Urlaub bei ihm gewesen zu sein, noch konnte ich mich an einen Zusammenbruchs entsinnen. Stephan schien meine Gedanken zu lesen.

„Nein, mach dir keine Sorgen, dass du das nicht gespeichert hast zeigt, dass du noch immer Mensch bist. Das ist Teil dieses Weges. Der Weg des Aleph kann nicht wirken, wenn man sich dessen bewusst ist. Zu groß ist die Macht der Assoziation und der Selbsttäuschung. Und einen Placeboeffekt gibt es hier nicht. Du nahmst das Aleph an dich und fuhrst umgehend zurück in die Schweiz. Dann musste es keimen, und einen Monat später verbrachtest du

deinen Urlaub bei mir in Franken. Ehrlich gesagt war ich selbst überrascht, dass du deinen früheren Besuch ausgeblendet hattest.“

Ich unterbrach ihn. „Aber Robert hat mir das Aleph gegeben. Erst vor wenigen Monaten, hier in Banbury. Wart mal ...“ Ich stand auf und ging zu meiner Kommode, um die Murmel zu suchen. Aber ich konnte sie nicht finden, sie war nicht mehr da, wo ich sie abgelegt hatte. Fluchend setzte ich mich wieder hin.

Stephan lächelte zurückhaltend. „Ah, er heißt – oder besser, hieß – Robert? Hat er dir seinen Nachnamen verraten?“

„Nein, hat er nicht. Du bist nicht erstaunt darüber?“

„Nein“, sagte Stephan. „Das Aleph ist wie das kleine Sandkorn, das in eine Muschel gerät und dann zur Perle ummantelt wird. Es zieht die Anderen an. Denn auch sie wollen vollständig werden und freuen sich über jeden Suchenden, der in ihr Modell passt. Und dieser Robert hat sich offenbar dich ausgesucht.“

Ich wurde von Minute zu Minute verwirrter. Stephan schien es zu merken, seufzte kurz, und hob zu einer Erklärung an.

„Weißt du, eigentlich ist die Sache im kollektiven Menschheitsgedächtnis verankert. Kennst du nicht die Geschichten von Seelenverwandten? Menschen, die sich zufällig – ha, welche Ironie! – gefunden haben und sich wie Geschwister fühlen? Liebende, die sechzig Jahre und länger zusammenbleiben, weil es einfach stimmt, weil sie einfach zusammenpassen? Diese ‚Seelenverwandten‘, auch er machte gerne Gänsefüßchengesten mit den Fingern, „sind mehr als nur einfach ‚verwandt‘. Sie sind Bruchstücke der eigentlichen Ur-Seele, die im Unendlichen existiert. Hast du dich nicht mit Kabbalah beschäftigt? Das Zerschneiden der Gefäße durch den Schöpfer der

Welt? Das ist nichts weiter als ein Bild für die Zersplitterung der Ur-Seelen, welche durch Geburt, die Ankunft auf dieser Welt, geschieht. Und ganz natürlich ziehen sich die zusammengehörenden Teile der Ur-Seele gegenseitig an. Deshalb findet man unter Milliarden von Menschen immer auch einen oder zwei sogenannte Seelenverwandte. Es ist ein natürlicher Vorgang, so, wie sich Ionen gegenseitig anziehen.“ Ich nickte ihm starr zu, er sollte weiterfahren.

„Aber manche Ur-Seelen sind anders. Sie haben Aspirationen, ihre Teil-Seelen, Aspekte der Ur-Seele, streben nach Höherem und wandeln sich. Diese Bruchstücke sind sich dessen bewusst, was sie sind – Bruchstücke eben. Und sie streben nach Vervollkommnung, nach einer Existenz außerhalb des idealen Zustandes des Nicht-Seins. Diese Anderen verbringen Jahrzehnte, Jahrhunderte damit, die verschiedenen Aspekte der Ur-Seele zu vereinen. Und damit meine ich eine echte, vollständige Vereinigung, nicht die Ehe mit einem Seelenverwandten, sondern die Vervollkommnung der eigenen Identität. Und meistens sind sich die betroffenen Menschen dessen nicht bewusst. Andere jedoch, so wie du, fühlen die innere Zerrissenheit, spüren, dass sie nicht eins mit sich selbst sind. Das zieht die Anderen an wie Licht die Motten; das Aleph unterstützt das. Wie eine elektrische Insektenfalle.“

Ich schnaufte laut aus. „Stephan, entschuldige, aber du klingst wie einer meiner durchgeknallten Esoteriker im Verlag. Ur-Seelen, Splitter-Seelen, die Anderen ... Das kannst du doch unmöglich ernst meinen!“

Stephan lächelte. „Doch, das ist mein voller Ernst. Mir ist klar, dass du dich dagegen sträubst. Gingst du nicht immer mit wissenschaftlichem Eifer an solche Dinge? Ziehst du nicht den Psychiater dem Schamanen vor? Aber sei ehrlich. Bist du wirklich von meiner Geschichte überrascht? Gibt es nicht

einen Teil in dir, der daran glauben möchte, dem es logisch und realistisch erscheint?“ Er schwieg und schaute mir in die Augen. Ich senkte meinen Blick und sagte lange Zeit nichts.

Stephan hatte recht. So absonderlich, wie mein Kopf seine Geschichte fand, mein Bauch war anderer Meinung und wusste, dass Stephan die Wahrheit sagte. Aber er hatte meine spezielle Situation auch nicht erkannt.

Egal.

Ich blickte auf. „Und was soll ich tun?“

„Dich entscheiden. Drei-M, wie du immer sagst. Was soll es sein?“

Ich blickte in Stephans fahles Gesicht. Vor meinen Augen blitzte eine Tür auf, ein Schlüssel. Und Jacob. Und wusste, was ich zu tun hatte.

25

Wortlos verließ ich den Raum, um in der Küche nach einem Utensil für meine Absichten zu suchen. Schnell wurde ich fündig, das japanische Gemüsemesser erschien mir angebracht. Ich ging zurück ins Wohnzimmer, wo Stephan sich bereits erhoben hatte. Er nickte mir still zu, dann kniete er sich hin.

Seine Hände lagen auf den Oberschenkeln, wie ein Karatekämpfer in einem Dojo. Er blickte mich erwartungsvoll an. Ich kniete mich ihm gegenüber und rollte meinen linken Ärmel hoch.

Stephan nickte, lächelnd. Seine braunen Augen erschienen mir gütig und verständnisvoll. Auch ich lächelte ihn an, hielt aber Tränen zurück. Abschiede waren mir noch nie leicht gefallen.

Egal.

Ich setzte die Spitze des Messers in die Unterarmfalte, bei meinem Ellenbogen. Ich drückte, aber es war nicht genug. Ich ließ meine Hand wieder sinken. Ich merkte, wie ich zitterte. Mein Kopf jedoch war leer.

Stephan nickte, lächelnd.

Ich versuchte es nochmals, ich drückte jetzt stärker. Ein Tropfen Blut schien aus der Spitze des Messers zu kommen, während ich einen leichten Schmerz spürte. Aber es war auszuhalten, viel weniger, als ich erwartet hätte. Mutiger geworden presste ich die Spitze tiefer in mein Fleisch. Ich verzog mein Gesicht, aber ansonsten blieb ich ruhig. Ich hob meinen Kopf und blickte in Stephans Augen.

Stephan nickte, lächelnd.

Ich hielt den Druck aufrecht und zog das Messer schnell meinen Unterarm entlang bis zum Handgelenk. Sofort wallte Blut auf, und ein brennender Schmerz rannte durch meinen Arm. Ich schrie auf. Als ich das Handgelenk erreichte, schoss Blut in einem hohen Bogen aus der Wunde und befleckte die Wände des Zimmers. Mir wurde übel, ich japste förmlich nach Luft. Ich suchte Halt bei Stephan, der mich noch immer anlächelte. Er hob eine Hand und legte sie auf meine Schulter, wie um zu sagen: „Es ist gut.“

Mehr Blut kam, und mit ihm Müdigkeit. Ich wusste nicht, wie lange wir so beieinander knieten, wie lange er mich mit seiner Hand stützte. Den Schmerz hatte ich bereits vergessen, als ich zur Seite sank und zusah, wie die Lache auf dem Boden immer größer wurde. Ich lächelte und dachte ein letztes Mal an das Aleph. Dann wurde es schwarz vor meinen Augen und ich hörte auf, Alfred Wankdorf zu sein.

Wortlos verließ ich den Raum, um in der Küche nach einem Utensil für meine Absichten zu suchen. Schnell wurde ich fündig, das japanische Gemüsemesser erschien mir angebracht. Ich ging zurück ins Wohnzimmer, wo Stephan sich bereits erhoben hatte. Er nickte mir still zu, dann kniete er sich hin.

Weshalb war er so passiv? WOLLTE er etwa sterben? Gab er sich die Schuld für meine Situation und wollte so Buße tun?

Egal.

Ich stand über Stephan und zögerte. Meine Hände zitterten, Schweiß stand auf meiner Stirn. Mein Atem ging schnell und flach, und die ganze Wohnung zitterte mit meinen Händen mit. Ich sah Stephan nur noch verschwommen,

ein kniendes Etwas vor mir, eine wabernde Masse. Ein graues, gesichtsloses Ding.

Stephan lächelte, als ich ihm das Messer in den Hals stieß. Ich zog das Messer zurück, das Blut schoss in einer perfekten Illustration des schiefen Wurfs aus der Wunde, klatschte gegen die Wand. Stephan hob den Kopf. Seine Augen waren unfokussiert, aber das Lächeln lag noch immer auf seinen Lippen. Ich stieß wieder zu.

Und wieder.

Und wieder.

Das Lächeln musste weg, weg!

Ich glaube, nach dem vierzehnten oder fünfzehnten Stich fing ich an zu lachen. Jedenfalls verzerrte ein Grinsen mein Gesicht, als ich Blutspritzer aus meinen Augen blinzelte. Und ich stieß Stephan in die Brust, drehte das Messer mit einem schmatzenden Geräusch um. Ich glaubte, vor meinen Augen einen Aal zu sehen, der sich aus Stephans Mund zwängte. Ich packte den Kopf des Aales und schnitt ihn ab, nur um zu merken, dass ich Stephans Zunge in der Hand hielt. Achtlos warf ich sie in die Ecke und atmete tief durch, stieß weiter zu. Einundzwanzigmal, zweiundzwanzigmal, dreiundzwanzigmal. Ich hielt inne.

Stephan lag auf dem Boden und zuckte. Noch immer pumpte Blut aus den klaffenden Wunden. Ich vernahm ein Röcheln, dann war Stephan still. Ich schloss seine Augen und senkte, über ihn gebeugt, meinen Kopf, um ein stilles Gebet für ihn zu sprechen.

Ich erhob mich und wischte mit einem Taschentuch Blut von meinem Gesicht. Ich grinste nicht mehr, als goldenes Licht aus Stephans Wunden

strömte und sich wie Schlangen um den toten Körper und meine Beine rankte. Ich verstand. Und Nye würde sich erklären müssen. Oh ja.

Der Parkettboden unter meinen Füßen vibrierte, dann bebte der ganze Raum, Kalk bröselte von der Decke. Der Strom ging aus, nur die goldenen Schlangen beleuchteten die Szenerie. Sie hoben ihre Köpfe und züngelten mich an. Ich setzte die Füße schulterbreit auseinander, ließ die Arme locker hängen. Und ich lachte. Einen Moment lang glaubte ich, Vögel zu hören. Oder einen Mückenschwarm. Dann wurde es schwarz vor meinen Augen und ich hörte auf, Alfred Wankdorf zu sein.

Wortlos verließ ich den Raum, um in der Küche nach einem Utensil für meine Absichten zu suchen. Schnell wurde ich fündig, das japanische Gemüsemesser erschien mir angebracht. Ich ging zurück ins Wohnzimmer, wo Stephan sich bereits erhoben hatte. Er nickte mir still zu, dann kniete er sich hin.

Ich tat es ihm gleich, das Messer lag zwischen uns. Ich blickte ihn fragend an. Die Szene kam mir bekannt vor, aber ich wusste nicht, woher oder weshalb. Egal.

„Was soll ich tun?“

„Du weißt es, Alfred.“

Ich dachte über seine Worte nach. Marriage, Murder, Madness? Was sollte es sein? Sollte ich Stephan töten, oder sollte ich mich selbst umbringen? Weshalb sonst hatte ich das Messer geholt?

Robert blieb stumm.

Dann erinnerte ich mich an meinen letzten Traum. Diese Geborgenheit, diese Zugehörigkeit ... hatte ich die beiden Dinge vielleicht schon immer in

meiner Brust? War ich fähig, mich in die schwarze Umarmung der Anderen fallen zu lassen? Die drei beschissenen M einfach nur beschissene Buchstaben sein zu lassen?

Robert schwieg noch immer, aber ich spürte, wie er aufmerksam meinen Gedanken lauschte.

Egal.

Stephan unterbrach mein Grübeln. „Es ist nicht so schwer, wie du glauben magst. Einfacher, als das Meditieren zu erlernen. Einfacher, als jemanden zu ermorden. Einfacher, als sich selbst zu töten. Stell es dir wie einen Schalter vor, den du in deinem Kopf umlegen musst. Das ist alles.“

Ich konnte mit Stephans Worten nicht viel anfangen, aber sie hatten dennoch etwas in meinem Kopf bewirkt. Er kniete vor mir, und sein fettiges Haar hob sich, als würde er unter Strom stehen. Und tatsächlich, kleine Blitze spielten zwischen den einzelnen Strähnen und seine Augen knisterten. Es roch nach Ozon.

Ich spürte, wie auch ich unter Strom stand. Die Spannung schien durch meinen Körper zu kriechen, meine Arme und Beine entlang, über meine Kopfhaut. Und sie hatten ein Ziel. Die Spannung verdichtete sich unterhalb meines Brustkorbes. Solarplexus nannte man das doch, oder? Ein wichtiges Nervenzentrum? Wichtig sowohl für Körper als auch Geist? Da hatte ich doch mal ein Manuskript auf dem Tisch liegen gehabt ...

Egal.

Das japanische Gemüsemesser vor mir verflüssigte sich und versickerte zwischen den Dielenbrettern. Ich lachte auf. Die Wände um uns herum lebten; die Farbe floss aus der Tapete und bildete Pfützen auf dem Boden. Ranken wuchsen aus der Masse, unglaublich schnell. Sie tasteten sich vor, wollten den

gesamten Raum erfahren. Aber um Stephan machten sie einen großen Bogen.
Einen zu großen Bogen?

Egal!

Die Spannung in meinem Inneren wurde immer größer. Die farbigen Ranken erreichten meine Knie. Ein Tentakel, himmelblau und zartrosa zugleich, hob sich und berührte sanft meine Stirn.

Dann, eine Explosion. Ein Feuerwerk im Kopf, ich sah alle Farben des Spektrums und spürte, wie sich diese Farben aus meinen Ohren, aus der Nase, aus meinem After, den Tränendrüsen und meinem Penis drückten, um sich mit dem tapetenfarbenen Gewächs zu vereinigen. Der Geruch nach Ozon wich einem anderen, süßlichen Duft, und ich fühlte mich, als wäre ich in wohlriechende Wolle eingehüllt. Ich hörte Flötenspiel und ein Trommeln und Blöken, wie von einer Herde Ziegen ohne Rhythmusgefühl. Stephan schwamm, nur seine Augen blieben klar, schwarz und funkelnd. Und ich war mir sicher, dass er, ich, alles um mich herum nur in meinem Kopf existierten, dass die materielle Realität nichts anderes als ein Traum war.

Ich brach in schallendes Gelächter aus. Ich lachte und lachte, Tränen standen in meinen Augen, als ich mich selbst in Zweifel zog und merkte, dass bis auf den Kern, bis auf das Aleph, nichts von Belang war, nichts real war. Ich erinnerte mich an meine Freitags-Halluzination und wusste, dass es nur eine Frage des Glaubens war, des Akzeptierens, was ich daraus machte. Wie ich damit umgehen sollte. Mein Lachen verstummte und wich einem sanften Lächeln. Dann wurde es schwarz vor meinen Augen und ich hörte auf, Alfred Wankdorf zu sein.

„Das war toll!“ quiekte die Rothaarige. Sie hatte an Gewicht zugelegt, was ihr Kleid etwas strapazierte. Ein Knopf des vormals zu weiten Korsetts löste sich mit einem „Pling“, flog einige Meter weit und rutschte über den karierten Marmorboden.

„Das offene Ende war affig. Ich hasse offene Enden“, sagte ein Mann mit dichter Gesichtsbehaarung. Er trug seinen Mittelscheitel nicht über, sondern auf der Stirn.

„Ja. Aber es hat SPASS gemacht! Oder wollen Sie lieber weiter Pseudo-Schach spielen?“ gab die Rothaarige zurück.

Der Scheich, Nye, trat in die Runde, in einem orientalisch-anmutenden Gewand. Es schimmerte wie Seide, aber die wirr aufgedruckten Symbole bewegten sich unabhängig vom Gewebe, so dass der Abaya wie ein Kleid aus gefärbtem Wasser von seinen Schultern hing. Nye zog, wie immer, alle Blicke auf sich. Die Blicke waren heute ... hungrig.

„Und? Wie lautet Ihr Fazit?“

Nye blieb still. Er sippte an einem Drink, die Gruppe erkannte keine Regung, keine Meinung. Unruhe machte sich breit.

„Und? Was?“ fragte der Stark-Behaarte wieder.

Nye seufzte, einen Moment lang flackerte er wie ein schlechtes Fernsehbild. Dann fasste er sich. Er konnte nicht zugeben, dass er mit dem Ergebnis unzufrieden war. Er konnte seinen Schützlingen nicht sagen, dass Wächter, Schlüssel und Tor zurückgekehrt waren. Das würde das weitere Spiel, und damit die Ordnung der Welt, in den Grundfesten erschüttern. Verflucht seist du Robert, oder Alfred, oder wer auch immer! Nye musste improvisieren; etwas, das er seit Jahrtausenden nicht mehr getan hatte. Aber dann verstand er.

Er blickte hoch, und die Gruppe schreckte zurück. Würde er lächeln?

Nye lächelte nicht. Er grinste. Und in seinen Augen tanzten die Sternenseelen den ewigen Tanz, und mit ihnen ein neuer Stern. Die Gruppe applaudierte und goss sich Sekt ein. Oder das, was sie für Sekt hielten.

Fin.